DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

10. Jahrgang – Heft 6 **Deutschland-Ausgabe** Juli 1960 Preis 10 Pf – Verlagsort Frankfurt a. M. / D 2442 E

Soll Brandt kandidieren?

Heute, eineinhalb Jahre vor der nächsten Bundestagswahl, haben wir die ideologischen Vorfeldgefechte bereits hinter uns und stehen mitten im Wahlkampf. Die weltanschaulichen Fronten der beiden großen Parteien werden zurechtgerückt und auf die Erwartungen der Wähler zugeschnitten. Die SPD macht alle Anstrengungen, sich zu einer gemäßigten Rechtspartei zu entwickeln, die im „Lande des Wirtschaftswunders" größere Chancen zu haben scheint. Die Bezeichnung „sozialistisch" wird mehr und mehr zum eingebürgerten Aushängeschild, hinter dem sich ein programmatischer Anachronismus verbirgt. Mit der Rechtsdrehung der SPD hat die Welle der Popularität einen „neuen Mann" in den Vordergrund gespielt: Willy Brandt. Er und die Berliner SPD-Sektion haben alle Aussichten, den Kurs der SPD für die nächste Bundestagswahl zu bestimmen.

„Wird Brandt kandidieren?" fragt man sich heute. Steigen seine Aussichten, wenn man die Gegensätze zwischen CDU und SPD verwischt, oder ist es nicht besser, die Grenzen klar abzustecken und eine Möglichkeit der Entscheidung für oder gegen die Politik der Bundesregierung bzw. Adenauers zu schaffen? Ist Willy Brandt der geeignete Mann, die „deutsche Vaterfigur" vom Sockel ihrer Popularität herunterzuholen? „Wenn wir die Bundestagswahl gewinnen wollen, darf das nicht allein Willy Brandt zu verdanken sein", äußerte ein Kommilitone. „Die Änderung des Grundsatzprogramms, das Angebot gemeinsamer Außenpolitik usw. muß eine mindestens ebenso entscheidende Rolle spielen. Wo kämen wir hin, wenn wir die ‚Personaltaktik' der CDU einfach kopierten? Allerdings steht fest, daß als einziger möglicher Konkurrent des Bundeskanzlers der Berliner Bürgermeister in Betracht kommt. Carlo Schmid hat alle Anziehungskraft verloren, Wehner, Mommer und Ollenhauer haben sie nie wirklich besessen." Die Frage, ob Brandt kandidieren soll, bleibt vorläufig offen — obwohl festzustehen scheint, daß Brandt kandidieren w i l l. Man ist sich darüber klar, daß er im Falle eines Wahlsieges der CDU ein „toter Mann" wäre, weiß aber sehr gut, daß es der SPD ohne das „Aushängeschild Brandt" schwerlich gelingen würde, die CDU von den Regierungssesseln zu vertreiben, die sie 12 Jahre lang behauptet hat. Die endgültige Entscheidung wird allerdings nicht vor Frühjahr 1961 fallen. Die Kanzlerkandidatur Brandts ist der Trumpf, den die SPD so lang wie möglich in der Hinterhand behalten möchte.

„Einen Bürgermeister, der so wirksam für die Sache Berlin in der Welt wirbt, bekommen wir nicht wieder", sagt man in Berlin. „Daß die Westmächte in der Berlinfrage hart bleiben, ist nicht zuletzt ihm zu verdanken." Als Bundeskanzler sei er für Berlin verloren. Zudem könne die Diffamierung des Bürgermeisters Brandt in der „DDR", gegen einen Bundeskanzler Brandt gerichtet, zu weiterer Verschärfung der Kampagne gegen die Bundesrepublik führen. „Adenauer aus dem Feld zu schlagen, wird Brandt niemals gelingen", sagt man in CDU-Kreisen. „Innerhalb der SPD hat er eine wesentlich schwächere Stellung als Adenauer. Auf der anderen Seite reicht seine noch nicht auf höchster politischer Bühne erprobte Popularität wohl kaum aus, den Prestigeunterschied innerhalb der Partei wettzumachen." Inwieweit solche Überlegungen als Rationalisierung des Gedankens an einen möglichen Kanzler Brandt gelten müssen, kann an dieser Stelle natürlich nicht abgeschätzt werden. Festzustehen scheint nur, daß Brandt Chancen für den Wahlkampf 1961 hat; ob sie zu optimistisch beurteilt werden, werden uns die Ereignisse der nächsten Monate zeigen.

„Weltanschauung" Ade

Das einzig Entscheidende für die Partei: sie soll unbelastet von ideologischen Grundsatzdiskussionen in den Wahlkampf „einsteigen", mögliche Zweideutigkeiten der weltanschaulichen Ausrichtung der Partei müssen beseitigt sein, ehe man an die „Personalprobleme" herangeht, ehe man entscheidet, ob Willy Brandt oder Carlo Schmid von allen Plakatsäulen zwischen Flensburg und Garmisch als Symbol der ideologischen Zuverlässigkeit der SPD ins Auge des Durchschnittswählers blicken soll.

Die gegenwärtigen Ereignisse zeigen eines deutlich: die Angleichung Westdeutschlands an die Vereinigten Staaten, die sich in den letzten Jahren auf politischer Ebene abzeichnete, hat auch den Charakter der westdeutschen Parteien verändert. Von „Weltanschauungsparteien" kann nur noch mit Einschränkungen gesprochen werden. Auch die Vorverlegung der mit Rücksicht auf die Wahl getroffenen Entschlüsse findet in Amerika eine Parallele. Die Änderung des Grundsatzprogrammes der SPD, die Zurückhaltung der CDU gegenüber dem von der SPD unterbreiteten Vorschlag gemeinsamer Außenpolitik, die Zehn-Punkte-Anfrage, die Strauß an die SPD richtete usw., gewinnen, wenn man sie als Momente innerhalb dieses Entwicklungsprozesses betrachtet, einen völlig neuen Stellenwert. Ob am Ende ein reiner Antagonismus opportunistischer „Stimmenjägerparteien" oder der Gegensatz innenpolitisch autarker „Interessenparteien" stehen wird, bleibt vorläufig ungewiß. Fest steht lediglich, daß in der Bundesrepublik die weltanschauliche Kursänderung einer Partei nicht als „Verrat an der eigenen Linie" empfunden, sondern im Gegenteil von Mitgliedern und Gegnern gleichermaßen akzeptiert wurde: als sie schließlich vollzogen war, erhob sich kein nennenswerter Widerspruch. Es liegt also durchaus im Bereich der Möglichkeiten, daß die Programme der Parteien in der Bundesrepublik in Zukunft ebenso zu Instrumenten im Kampf um die Regierungssessel werden, wie es in Amerika der Fall ist.

Uta Heckel

Seelenmassage

Der Wahlkampf 1961 hat schon begonnen

Der Wahlkampf 1961 ist in vollem Gange — und wenn kein Wunder geschieht, dann werden wir eine Wahlschlacht erleben, aus der nicht die Partei mit dem vernünftigeren Programm als Sieger hervorgehen wird, sondern die Partei, die sich am besten auf die Psychologie des deutschen Wählers versteht.

Eine Entscheidung zwischen echten politischen Alternativen wird es jedenfalls im September nächsten Jahres nicht geben; denn in der gemeinsamen „Frontstellung" gegen den Totalitarismus haben sich die Parteien der Bundesrepublik derart einander angeglichen, daß es zwischen ihnen keine wahrnehmbaren Unterschiede mehr gibt.

Diese „Entradikalisierung" ist nicht zuletzt das Werk all jener politischen Publizisten, die unermüdlich das „Ende der Weltanschauungsparteien" herbeiwünschten, und die die großen Parteien geradezu drängten, „pragmatische Politik" zu machen „statt irgendwelchen Ideologien nachzujagen".

So unterscheiden sich die Parteien heute nur noch äußerlich voneinander: durch Name und Tradition, durch das persönliche Profil ihrer Stars — und dadurch, daß die einen an der Macht sind, während die anderen an die Macht wollen.

Der Schlüssel zu dieser Macht aber ist der Sieg an den Urnen.

Um ihn zu erringen, muß man die Wähler für sich gewinnen. Und da man sich prinzipiell vom Gegner nicht unterscheidet, muß man sich anderer Techniken bedienen, um dem Wähler klarzumachen, weshalb er für die Partei X statt für die Partei Y stimmen sollte.

Am einfachsten ist es natürlich, die Sympathien des Wählers zu kaufen — durch Verbesserung der Renten, der Gehälter, der Krankenversorgung — und wir sind ja wieder einmal mitten drin in der Zeit des bedenkenlosen Geldverschenkens. Aber da das „Huhn im Topf" allein keine Garantie für plebiszitäre Erfolge ist, kopiert man den amerikanischen Propagandastil und bietet seine Sache an wie eine Seifenmarke: Mit Blümchen und lachenden Mädchen — denn die mag jeder. Kandidaten werden so „aufgebaut", daß sie einfach „ankommen" müssen: Willy Brandt als Ritter vom Brandenburger Tor — Konrad Adenauer als Vater der Nation. Und schließlich verläßt man sich auf Slogans und Schlagworte, und auf die Suggestivkraft von Etikettierungen wie „Partei der jungen Leute" oder „Partei des Mittelstands".

All diese Tricks sind nicht neu. Neu ist, daß man — nachdem sich der Apell an die Emotionen bisher gelohnt hat — offenbar auch nicht mehr davor zurückschreckt, höchstpersönliche Angelegenheiten der politischen Gegner propagandistisch auszuschlachten, weil man hofft, auf diese Weise auch die tiefsten Sentiments und Ressentiments des Wählers mobilisieren zu können. Der „Fall Friedmann" ist ein Paradebeispiel dafür, wie man einen unbequemen Mann politisch erledigen kann, der sich irgendwelche Verletzungen der moralischen Normen der bürgerlichen Gesellschaft hat zuschulden kommen lassen.

Es ist kein Geheimnis, daß in den Hauptquartieren der großen Parteien — „für alle Fälle" — umfangreiche Dossiers lagern, in denen die sexuellen Entgleisungen, die Ehebrüche, die außerehelichen Zeugungen, die homosexuellen Aventüren prominenter Leute der „feindlichen"

Fotos: Malte J. Rauch

Parteien verzeichnet sind. Aber nicht genug damit: Man munkelt bereits, daß von CDU-naher Seite eine Statistik über die Häufigkeit des Kirchgangs der Bonner SPD-Spitzen erarbeitet wird!

Die radikale Ent-Ideologisierung der Parteien droht nun, da man glaubt, mit einer bestimmten Konzeption, mit einem Programm (das nicht notwendigerweise eine Ideologie sein muß) nicht mehr reüssieren zu können, in eine totale Emotionalisierung des Parteienkampfes umzuschlagen.

Gewiß: so, wie man Heimatfilme damit verteidigt, daß das Publikum sie eben haben wolle, könnte man sagen: „Das Volk will diese Art Propaganda — und in der Demokratie entscheidet das Volk." Aber wer so argumentiert, verrät damit, daß er im Grunde überhaupt keinen Respekt vor dem demokratischen Souverän hat.

Ginge es den Parteien um mehr als um die Macht — um die Demokratie schlechthin, sie würden auf jede Art Seelenmassage verzichten. Man kann **auch** Propaganda machen, die erkennen läßt, daß Politik eine Sache des Verstandes ist — nicht eine der Emotionen.

Wir brauchen keine Parteien, die Blumen sprechen lassen (siehe Bild) oder die „mit der Zeit gehen". Wir brauchen keine Parteien, die die Demokratie dadurch aushöhlen, daß sie den Wähler verdummen und die Wahlen zum Zirkus machen. Wahlen, die keine Entscheidungen mehr sind, und Wähler, denen man durch den Stil der Propaganda abgewöhnt, zu denken — unsere Parteien sind auf dem besten Weg, die Demokratie zu ruinieren.

Klaus Scheunemann

Adenauer und Wehner rüsten für 1961

Es geht am die „lauen" bürgerlichen Wähler / Die neue Marschroute der SPD

Seit Herbert Wehner die Schalthebel der Bonner SPD-Parteizentrale übernommen hat, weht für die CDU ein steiferer, unangenehmerer Wind. Herbert Wehner, der gewiegte Taktiker, der seinen dialektischen Schliff bekanntlich Leuten verdankt, die von so etwas viel verstehen sollen, hat den Vorbereitungen der SPD für die Bundestagswahl 1961 unverkennbar seinen Stempel aufgedrückt. Die nächste Wahl wird für die CDU schwieriger zu gewinnen sein. Womit allerdings schon ausgesprochen ist, daß die Mehrheit aller unabhängigen Beobachter in Bonn, die sich auf ihren politischen Sachverstand etwas zugute halten, dazu neigt, der Partei Konrad Adenauers die eindeutig größeren Siegeschancen einzuräumen — sofern ihr der große Wahlstar Adenauer auch dann noch in ungebrochener, jugendlicher Kraft zur Verfügung steht.

Es hat auch diesmal bei der CDU und besonders bei deren Parteivorsitzenden Adenauer keiner langen Überlegung bedurft, um die propagandistische Marschroute für den kommenden Wahlkampf festzulegen, der ja in Wirklichkeit schon seit geraumer Zeit im Gange ist. Der Schlachtplan lautet wie gehabt: Rücksichtsloses propagandistisches Einhauen auf die SPD — scharfes Herausarbeiten besonders der außenpolitischen Gegensätze nach dem bekannten Rezept „Hier Gewähr für die Bewahrung der Freiheit in Westdeutschland — dort Ungewißheit, Unzuverlässigkeit und leichtfertiges Aufsspielsetzen eben dieser Freiheit".

Die Tatsache, daß dieses altbekannte Kanzler-Wahlrezept unweigerlich bei jeder Bundestagswahl von neuem auftaucht — weshalb Konrad Adenauer alle Erörterungen einer gemeinsamen Außenpolitik mit der sozialdemokratischen Opposition ein Greuel sind — hat ihre Wurzel in einer ganz nüchternen Rechnung: Alle ihre überragenden Wahlsiege der letzten Jahre hatte die CDU dem Umstand zu verdanken, daß es ihr jeweils gelungen war, das große Heer der „lauen" bürgerlichen Wähler aufzuscheuchen und an die Wahlurnen zu treiben. Es ist das Verdienst des Bundeskanzlers und seiner Wahlkampfstrategen, herausgefunden zu haben, daß man diese indolenten Wählermassen nur dann zum Gang an die Wahlurnen bewegen kann, wenn man sie in Angst und Schrecken versetzt, schockiert, ihnen das Gefühl gibt, der ganze Staat und damit ihr Wohlergehen seien in Not und Gefahr, wenn man sie davon überzeugt, daß „die Lage so ernst ist", daß es auf den letzten Mann und den letzten Wähler ankommt, um die „Bedrohung" abzuwenden.

Das ist dem Kanzler und seinen Mitarbeitern in den letzten Jahren jeweils gelungen. In mühevoller Kleinarbeit ist die SPD als die „Partei der unsicheren Kantonisten" hingestellt worden, die, gelangte sie an die Macht, im Stande wäre, alles Erreichte aufs Spiel zu setzen. Man erinnert sich noch des Bundestagswahlkampfes von 1957, in dessen Verlauf Konrad Adenauer mehrfach schlichtweg behauptete, eine Übernahme der Regierung durch die Sozialdemokraten bedeute den Untergang Deutschlands.

Einen — nach CDU-Ansicht — eindeutigen Beweis für die Richtigkeit der Adenauerschen Wahlkampfstrategie hat die letzte Landtagswahl in Baden-Württemberg im Mai geliefert. In diesem Land wird bekanntlich seit vielen Jahren ohne Opposition regiert. Die Folge war ein äußerst zahmer und behutsamer Wahlkampf. Man beschränkte sich darauf, die glänzenden Erfolge der Regierung herauszustellen und den befriedigenden Gang der Staatsgeschäfte zu betonen.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Die Rechnung dafür hat — wie nicht anders zu erwarten war — die CDU fast allein bezahlen müssen. Der Anteil der CDU ging um 3,1 Prozent zurück. Im Landtag verlor sie 5 Sitze. Die SPD hingegen gewann 6,5 Prozent an Stimmen und 8 Mandate. Als stärkste aber ging die Partei der Nichtwähler aus der Wahl hervor; sie überflügelte sogar die immerhin noch stärkste Partei des Landes, die CDU, die es nur auf 39,5 Prozent der Stimmen brachte.

Einziger „Gewinner" dieser Wahl war die SPD. Bei ihr bestätigte sich erneut die alte Erfahrung, daß ihr prozentualer Wähleranteil um so größer wird, je geringer die Wahlbeteiligung ausfällt. Denn SPD-Wähler halten im allgemeinen gewissenhafter zur Stange und neigen weitaus seltener zur Wahlenthaltung. Aber nicht nur das. Die Schar der baden-württembergischen SPD-Wähler hatte sich auch absolut vermehrt. Das wiederum bestätigt die Behauptung von Kennern, die SPD habe in letzter Zeit einen gewissen Zulauf vor allem durch jüngere Leute erhalten, die mit bestimmten innenpolitischen Praktiken der CDU nicht einverstanden sind, das „Regime der alten Honoratioren" in dieser Partei ablehnen und sich etwas davon versprechen, „von innen her" den marxistisch-dogmatischen Flügel der SPD zu schwächen und die liberaleren Kräfte der Partei um Willy Brandt zu stärken.

Damit ist auch die zweckmäßigste Wahlkampfführung für die SPD vorgezeichnet: Es käme für sie erstens darauf an, die jüngeren undoktrinären Kräfte um Willy Brandt herauszustellen, um damit national und rechtssozialistisch denkende Kreise auf ihre Seite zu ziehen. Zweitens müßte es ihr Ziel sein, möglichst nahe an die außenpolitische Linie der CDU heranzurücken, um so dem Kanzler keinen neuen Vorwand zu liefern, abermals Not und Gefahr der Stunde zu beschwören und die Sozialdemokraten als verteidigungsfeindliche, illusionistische, unzuverlässige Zeitgenossen hinzustellen. Auf diese Weise könnte ein Teil der „lauen", kleinbürgerlichen CDU-Wähler veranlaßt werden, der Wahl entweder fernzubleiben („da ja auch die SPD die Nato- und Sicherheitspolitik Adenauer weiterführen würde und daher keine unmittelbare Gefahr eines außenpolitischen Fiaskos besteht"), oder sogar aus einer gewissen Unzufriedenheit mit innenpolitischen Maßnahmen der Regierung heraus die Sozialdemokraten zu wählen. Beides könnte für die SPD bei einem Kopf-an-Kopf-Rennen entscheidend werden.

Wenn einer die Notwendigkeit einer solchen Wahlkampfführung für die SPD erkannt hat, so ist es der „starke Mann" der Partei, Herbert Wehner. Es gibt dafür einen Beweis, dessen Überzeugungskraft einsame Weltklasse darstellt: Im Süddeutschen Rundfunk erklärte kürzlich ausgerechnet Herbert Wehner: „Ich persönlich habe zu keiner Zeit eine absolute Ablehnung der Nordatlantischen Verteidigungsorganisation, der Nato, mir zu eigen gemacht . . ."

Daß indes ein Einschwenken auf die Wehrpolitik der CDU den eingefleischten Pazifisten, Antiatommarschierern, Wehr- und Natogegnern, die den größten Teil der SPD-Bundestagsfraktion stellen, in tiefster Seele zuwider ist, hat kürzlich eine kleine Begebenheit im Bundestag erwiesen. Als im Verlaufe der Haushaltsdebatte der Bundeskanzler die SPD fragte, ob sie die Politik der Wiederbewaffnung nach wie vor für falsch hielte, antwortete die Fraktion — der höheren Erkenntnisse moderner Wahlkampfarithmetik offenbar noch nicht teilhaftig geworden — mit einem einstimmigen „Jawohl". Der Bundeskanzler dankte höflich; das zu wissen, sei ihm für die Wahlen wichtig. Bgt.

Das liberale Gewissen der FDP

Bundesdelegiertenversammlung des LSD in Marienberg

Der Bundesvorsitzende der FDP, Dr. Erich Mende, ließ es sich nicht nehmen, der Delegiertenversammlung des Liberalen Studentenbundes Deutschlands (LSD) in Marienberg im Westerwald einen Besuch abzustatten. Dabei beschwor er die Studenten, nach der geplatzten Pariser Gipfelkonferenz keine offiziellen Kontakte zur Sowjetzone aufzunehmen. Andererseits suchte er die Vertreter des LSD über die Wahl des Nationalisten und Konfessionalisten Heinrich Schneider zum stellvertretenden Bundesvorsitzenden der FDP zu beruhigen. Trotz Mendes Eloquenz beharrten die Studenten, zumindest im Fall Schneider, auf ihrer Meinung. So stellte sich auch in Marienberg die Frage nach den Beziehungen der politischen Studentenverbände zu den ihnen nahestehenden Parteien.

Mit Bestimmtheit läßt sich sagen, daß die Beziehungen des LSD zur FDP weitaus lockerer sind als die von RCDS und SDS bzw. SHB zu den entsprechenden Parteien. Darin mag einer der Gründe liegen, weshalb der LSD nahezu die gleiche Mitgliederzahl wie RCDS und SDS aufweist, obwohl die FDP bekanntlich erheblich kleiner als CDU und SPD ist. Auch wird angenommen, daß die Zahl der Parteimitglieder im LSD, die vielleicht 10 bis 20% beträgt, erheblich geringer als bei den Schwesterverbänden ist. Somit kann sich der LSD den politischen Fragen weitgehend ohne parteitaktische Verrenkungen widmen.

Dennoch besteht auch zwischen dem LSD und der FDP ein Verhältnis, dessen Folgen auf der Marienberger Delegiertenversammlung wieder zu erkennen waren. So betrachtet sich der LSD seit eh und je als liberales Gewissen der FDP. Stets hat sich der LSD gegen prominente ehemalige Nationalsozialisten, schwarz-weiß-rote Nationalisten und deren verworrene Äußerungen gestellt, die sich in der Organisation, den Fraktionen und Presseorganen der FDP nur zu häufig finden. Darum verwundert es nicht, daß die Wahl des prominenten ehemaligen Nazis Schneider in den Bundesvorstand der Freien Demokraten zu einer entschieden mißbilligenden Erklärung des LSD führte, die dem Parteivorstand überreicht wurde.

Andererseits kam es auch zu Diskussionen, die ein Echo auf die seit Jahr und Tag von der FDP erhobenen Forderungen sind. Hierher gehört die heiße Diskussion über die Ostkontakte. War es doch die FDP, die 1956 das ihre zur Wiedervereinigung beitragen wollte, indem sie die Kontakte mit Mitteldeutschland auch auf offizieller politischer Ebene nicht nur forderte, sondern auch selbst wahrnahm. Der Mißerfolg der Weimarer Gespräche mit der LDP, das Ausbleiben einer Honorierung solcher Bemühungen durch die Wähler und schließlich die Anti-Bonn-Tiraden Chruschtschows führten bei der FDP zu einer politischen Kehrtwendung. Jedoch hat sich die unablässig von der FDP vorgetragene Unterstellung, die Bundesregierung tue nichts für die Wiedervereinigung, ja, Adenauer wolle sie nicht einmal, inzwischen derart in den Köpfen der liberalen Studenten festgesetzt, daß der diesbezüglich eingeschlagene Kurs nicht von heute auf morgen um 180 Grad geändert werden kann. Da halfen auch Mendes eindringliche Worte nichts. Wolfgang Natonek, der Ehrenvorsitzende des LSD, selbst ein Gegner von Ostkontakten, meinte, offenbar müßten die Studenten immer erst ihre eigenen Erfahrungen über Kontakte mit kommunistischen Verbänden sammeln.

Auch auf einem anderen Gebiet zeigte sich, daß der LSD mit einer gewissen Verspätung ehemalige Tendenzen der FDP übernommen hat. So empfahl die große Mehrheit der Versammlung der FDP, eine Koalition bevorzugt mit der SPD einzugehen — auf keinen Fall mit einer CDU, die sich auf eine absolute Mehrheit stützen kann. Man grämt sich also beim LSD bereits über die Verwertung der ungelegten Eier des bevorstehenden Wahljahres. Mende wollte davon nichts wissen. Er ist kräftig bemüht, seine Partei, nach ihrem wilden Zähnefletschen gegen Adenauer, auf einen abgewogenen Mittelkurs zwischen CDU und SPD zu bringen. Aber eine alte Erfahrung besagt, daß ein Studentenverband meist weiter „links" orientiert ist, als die nahestehende Partei.

Es will beinahe scheinen, als übernähme der LSD mit einer diskreten Verspätung die Thesen der FDP, um ihnen gerade dann mit voller Überzeugung anzuhängen, wenn die Partei bereits andere Ziele verfolgt oder gar eine Wendung vollzogen hat. Möglicherweise liegt die Erklärung für dies Phänomen darin, daß trotz der oben geschilderten Distanz zwischen LSD und Partei, viele Studenten im LSD nur eine anders firmierende Studentenorganisation der FDP sehen, weshalb vornehmlich Freunde und Wähler dieser Partei in den LSD eintreten und dort die Ansichten der FDP verbreiten.

Die in Marienberg zu beobachtende Fairness in der Diskussion, die erstaunliche Beherrschung der parlamentarischen Sitten, der Ernst, mit dem die knapp 100 Studenten arbeiteten, die teilweise treffliche Redegabe und — last but not least — der politische common sense können den Betrachter zu der Ansicht bringen, daß die Chancen der freiheitlichen Demokratie in Deutschland, soweit es die junge Generation betrifft, durchaus nicht schlecht sind.

—e—

Die Deutschlandfrage nach dem Pariser Debakel

Eine Explosion ohne Folgen könnte man die gescheiterte Pariser Gipfelkonferenz immer noch nennen, wenn man die seither bekanntgewordenen offiziellen Reaktionen in Ost und West auf ihren Sachgehalt überprüft. Sowenig der Westen einer neuen Angstpsychose verfallen ist, so sehr hat es der Kreml bisher vermieden, seinem Pankower Satelliten die Fortsetzung der aktiven, direkten Bedrohung Berlins zu erlauben.

Die beachtliche Leichtigkeit, mit der man sich auf beiden Seiten mit dem Mißerfolg einer über längere Zeit hinweg sorgsam gepflegten und vorbereiteten Gipfeldiplomatie abgefunden hat, läßt die ohnehin wenig überzeugenden Erklärungen der Hintergründe des plötzlichen Bruchs noch fraglicher werden. Alle unmittelbar nach den Pariser Maitagen aufgestellten Hypothesen halten einer auf Einzelheiten drängenden Nachprüfung nicht stand. So blieb die als sicher angenommee chinesische Intervention in Moskau ebenso unbewiesen wie das angebliche Veto der sowjetischen Generalität. Chruschtschows Stellung an der Spitze der Sowjetmacht ist keineswegs so erschüttert, wie zunächst vielfach vermutet wurde.

Es scheint manches darauf hinzudeuten, daß der Sowjetunion die so dringend erscheinende Bereinigung des 1945 eingefrorenen Krieges in Europa nicht mehr ohne die aktive Beteiligung der Bundesrepublik an diesen Bemühungen möglich erscheint. Das heißt, daß Moskau darauf aufmerksam geworden ist, daß europäische Politik in Zukunft wieder nur in Auseinandersetzung mit dem deutschen Interesse möglich ist. Damit verringern sich automatisch die Erfolgsaussichten der Vertreter der Spaltung als der Dauerlösung des deutschen Problems.

Jedoch gibt es bis jetzt keine Zeichen für eine deswegen schnellere Bereinigung der deutschen Frage, wie wohl es heute sicherer denn vor wenigen Monaten ist, daß sie überhaupt noch im Sinne der Wiedervereinigung zu erzielen ist. Wahrscheinlich kann man damit rechnen, daß Chruschtschow in absehbarer Zeit die Bedingungen präzise neu formulieren wird, die die Bundesrepublik in Stufen und auf längere Zeit erfüllen muß, für die er als Gegenleistung die allmähliche Beseitigung der Spaltung in Deutschland gestatten will.

Clemens Hosskirch

„Russia and the West"

Seit Stalins Tod und den mit dem XX. Parteitag verbundenen Ereignissen sind im Westen nicht wenige Versuche unternommen worden, die sich allmählich abzeichnende, neue politische und kulturelle Situation Rußlands zu interpretieren. Zu erinnern wäre etwa an Wolfgang Leonhardts und Ruth Fischers Veröffentlichungen zu den für die nachstalinistische Aera charakteristischen Reformen.

In den angelsächsischen Ländern hat Isaac Deutscher, gleich gut ausgewiesen als politischer Publizist wie als Autor zweier biographischer Werke über Stalin und Trotzki in den letzten Jahren von sich reden gemacht. Seine hier zu besprechende neueste Arbeit „The Great Contest — Russia and the West" ist aus vier in Kanada gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen, die bei der dortigen Presse großes Interesse hervorriefen.

Deutscher ist davon überzeugt, daß trotz aller Rückschläge die Periode des Kalten Krieges endgültig vorüber ist. Die politische, wirtschaftliche und geistige Auseinandersetzung muß an die Stelle einer militärischen treten. Die Aufsätze zeichnen sich durch ein abgewogenes Urteil aus. Weder überschätzen sie den Wert der nachstalinistischen Reformen noch ignorieren sie sie. Es kommt dem Verfasser außerordentlich zustatten, daß er die Methode soziologischer Interpretation politischer und kultureller Phänomene meisterhaft beherrscht.

Der wohl interessanteste Artikel des Buches beschäftigt sich mit dem gegenwärtigen moralischen und intellektuellen Klima in der Sowjetunion. Deutscher hebt die bei aller Indokrination positive Seite des sowjetischen Erziehungswesens hervor, die darin besteht, daß die Schüler und Studenten es von vornherein lernen, die Resultate und Problemstellungen ihres Faches in eine philosophische Gesamtschau einzubeziehen. Der Marxismus ist in Rußland zu einem wirklichen Bewußtseinsfaktor geworden. Mit dieser These wendet Deutscher sich gegen manche westliche Ansicht, nach der mit einem gewaltsam herbeigeführten politischen Wandel die Menschen in Rußland unmittelbar in westlichen Denkweisen zurückgeführt werden könnten. Bei aller Perversion der Theorie ist diese doch ursprünglich ein Ausdruck der realen Bedürfnisse der russischen Bevölkerung gewesen.

Deutschers relativ positive Bewertung jüngerer Vorgänge in Rußland hat keineswegs tendenziösen oder beschönigenden Charakter. Er ist sich der Dialektik überaus bewußt, der die heutige Sowjetgesellschaft unterliegt. Auf der einen Seite ist die Führungsgruppe bemüht, die Ausbreitung der materiellen Produktivkräfte zu fördern. Auf der anderen Seite ist mit eben diesem Wachstum verbunden, daß die seitherige doktrinäre Regierungsform nicht länger aufrechterhalten werden kann.

Deutschers Buch ist als Versuch einer Analyse der gegenwärtigen russischen Verhältnisse und der westlichen Chancen zu einem Wettbewerb mit seiner Illusionslosigkeit und seinem brillanten Englisch überaus zu empfehlen.

A. S.

Isaac Deutscher: „The Great Contest — Russia and the West". Oxford University Press, 1960 10/6 englische Schilling.

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Wolf Calebow, Eberhard Dehne, Robert W. Flohr, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Peter-Klaus Iden, Hanno Reuther, Klaus Scheunemann, Richard Wolf.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Uta Heckel.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.
Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 188/189. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Telefon 55 11 78.
Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes beim Vertrieb, Mertonstraße 26, zu bestellen.

Universität als Parteischule

Totalitäre Staaten oder Staaten mit der Tendenz zum Totalitarismus sind — ihrer Natur nach — bestrebt, das Verhältnis von geistig-gesellschaftlicher Privat- und staatlich-politischer Gemeinschaftssphäre nicht nur im Gleichgewicht zu halten, wie die parlamentarische Demokratie das will, sondern sie müssen den privaten Bereich derart einengen, daß er schließlich vollkommen gegenstandslos wird, wodurch eine absolute, totale Identität von Staat und Gesellschaft geschaffen wird. Von dieser Identität hängt in entscheidendem Maße die Effektivität des staatlichen Machtapparates ab. Je größer jene, desto reibungsloser funktioniert dieser.

Betrachtet man die Entwicklung in Mitteldeutschland unter diesem Blickwinkel, so wird sofort deutlich, mit welcher Vehemenz die kommunistischen Machthaber Ostberlins diese Identität, die Basis ihrer Existenz, herzustellen versuchen und auch in vieler Hinsicht schon hergestellt haben. Die Methoden, derer sich die Pankower Propagandisten hierbei bedienen, lassen sich, gleichsam modellhaft, am Beispiel der Universität demonstrieren.

Sollen die eingangs aufgestellten Behauptungen Gültigkeit besitzen, so bedeutet das, daß auch die Universität innerhalb des kommunistischen Machtbereiches vollkommen politisiert, ideologisiert und gleichgeschaltet sein muß. Und das ist sie in der Tat.

Im Vorlesungsverzeichnis der Ostberliner Humboldt-Universität heißt es:

„II. Obligatorische Vorlesungen, Übungen und Seminare für alle Studierenden.

1. Das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium.

Es bildet die Grundlage des gesamten Studiums. Seine Hauptaufgabe ist die Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins der akademischen Jugend. Es legt die wissenschaftliche Grundlage für die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus. Es hat die Aufgabe, den Studenten die Einsicht in die Entwicklung von Natur und Gesellschaft zu vermitteln, dadurch ihre Leistungen in den Spezialfächern zu erhöhen und sie zu befähigen, bewußt am Aufbau des Sozialismus, am Kampf für die Einheit Deutschlands auf demokratischer Grundlage und für die Erhaltung des Friedens teilzunehmen.

Es umfaßt:

- **a) Die marxistisch-leninistische Philosophie, I. Studienjahr.**
- **b) Die marx.-lenin. politische Ökonomie, II. Studienjahr.**
- **c) Den wissenschaftlichen Sozialismus, III. Studienjahr.**

Nach den einzelnen Studienjahren des Grundstudiums werden Zwischenprüfungen durchgeführt. Der Studierende hat nach Abschluß des III. Studienjahres eine Abschlußprüfung abzulegen, die Teil des Staatsexamens ist."

Weiterhin kündigt das Vorlesungsverzeichnis den Unterricht in Russisch, einer weiteren Weltsprache und die Körpererziehung (letztere jedoch nur in den ersten vier Semestern) als obligatorisch für alle Studierenden an.

Wie nun sieht die praktische Durchführung all dessen aus?

„20—30 Studenten werden zu Beginn ihres Studiums zu einem Seminar zusammengefaßt, das möglichst während des Studiums unverändert bleibt. Die Seminargruppe ist unabhängig vom konkreten Fachgebiet. Sie ist in den verschiedenen Seminaren zu den verschiedenen Vorlesungen immer die gleiche." (Vorlesungsverzeichnis Frühjahr 1960)

„Verbindung von Wissenschaft und Praxis machen Lehrveranstaltungen in Landwirtschaft und Produktionsbetrieb notwendig." (a. a. O.)

Das bedeutet, daß während des Semesters Studenten der Wirtschaftswissenschaften und „Lehrerstudenten" abwechselnd zur Universität und in Produktionsbetriebe bzw. Schulen gehen. Die Studierenden a l l e r Fakultäten gehen nach Abschluß der Prüfungen am Ende des Frühsemesters (Mitte Januar — Mitte Juni), in den Ferien also für 1—2 Monate zum „Arbeitseinsatz" in Landwirtschaft und Produktionsbetriebe. Auch hier bleiben die Seminargruppen immer zusammen. Sie arbeiten nach einem ausgeklügelten Leistungssystem, bei dem genau festgelegt ist, wer wem in welchem Fach bei der „Hebung seiner Leistungen" zu helfen hat. Den Gründen der „Leistungsminderung" eines einzelnen wird in öffentlicher Aussprache nachgegangen. Ein FDJ-Funktionär sprach von „sozialistischen Studienkollektiven, bei denen es nicht auf das Ich, sondern nur auf das Wir ankommt."

SED - Universitätsparteigruppe, FDJ - Hochschulgruppe, Gruppe für deutsch-sowjetische Freundschaft, Gruppe des Kulturbundes, Sportgemeinschaft, Gruppe der Gesellschaft für Sport und Technik — fast jeder Student gehört gleichzeitig — mehr oder weniger gezwungenermaßen — mehreren dieser Organisationen an.

Es hat wenig Zweck, sich in polemischen Ausfällen gegen diese hemmungslose Indoktrination zu ergehen. Aber wir sollten zumindest nachdenklich werden; denn der großen Zahl derer, die von den Universitäten Mitteldeutschlands flüchten, stehen Tausende gegenüber, die im System aufwachsen, erzogen werden und die schließlich gar nicht mehr merken, daß man ihre Universitäten zu Parteischulen gemacht hat. Und mit ihnen, mit ihrem eingedrillten Parteilichkeitsdenken, mit ihrer Überzeugung, daß Freiheit nichts anderes bedeutet als Einsicht in die Notwendigkeit, mit ihrem genormten Bewußtsein, das dem gesunden kritischen Geist keinen Raum mehr bietet, werden wir uns dereinst auseinandersetzen müssen. Wehe aber, wenn wir erst dann lernen müssen, was Freiheit bedeutet.

W. Weller

Politische Pastoren

„Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch sozial. ‚Christlich-sozial' ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit beides dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, derweil sie das garnichts angeht!"

Solcherart verbreitete sich „Wilhelm von Gottes Gnaden etc., Summus Episcopus der protestantischen Kirche in Preußen, fleischgewordene Obrigkeit gemäß Dibelianischer Exegese von Römer 13,1 im Februar 1896 über eine Entwicklung, die seit jener Zeit noch sichtbarer, noch bedrohlicher geworden ist. Worum handelt es sich?

Schlagen Sie, meine verehrten Leser, Ihren Goethe auf unter Epische Dichtungen I und blättern Sie im „Werther"! Unterm ersten Julius findet sich ein Brief, der erzählt von einem Pfarrhaus, beschattet von hohen Nußbäumen, unter denen ein freundlicher alter Herr, der Pfarrer sitzt. Ich brauche Ihnen jetzt nur noch zu sagen, daß dieses beschauliche Bild im wahrsten Sinne des Wortes historisch ist und Sie verstehen, welche Entwicklung ich meine.

Der alte Herr ist ein junger geworden. Auf knatterndem Moped oder im schnittigen Pkw zieht er seine Straße. Vom Parteikongreß zum Fernsehinterview, und was dergleichen Meilensteine mehr sind auf dem gewundenen Pfad des klerikalen Amateurpolitikers. Dann und wann lenkt er seine Schritte auch zu der heimatlichen Hütte, seiner Kirche. Nicht selten vor Wahlen. Die Kanzelabkündigung kann dann in der gleichen Weise zu profanem Nutz und Frommen gehandhabt werden, wie ehedem der mittelalterliche Bannfluch.

Aber hören wir auf, von seiner Tätigkeit zu sprechen, er hat es vielleicht nicht gern. Schauen wir ihn lieber an, wenn er im trauten Heim vor seinem Fernsehschirm sitzt, den Resultaten irgendeiner Kommunalwahl oder ähnlichem zu lauschen. In seinem hellen Maßanzug und mit Falten der Spannung auf dem asketischen Gesicht ähnelt er da nicht El Grecos Porträt vom spanischen Priester? — Nein und abermals nein! Unserem Herrn im Maßanzug fehlt die selbstzerstörerische Glut der Augen, das begeisterte Bekenntnis: „Gott will es" von den dünn gepreßten Lippen. Er ist nicht fanatisch, nur „clever". Er weiß, daß er bei breiten Schichten seines Publikums keinen „appeal" mehr hat, doch macht er kein Aufheben darum. Könnte doch jemand kommen, der ihm bedeuten würde, seine vornehmste und erste Pflicht sei, jene verirrten Seelen zurückzurufen. Aber dazu fehlt ihm — „leider" — die Zeit. Muß er doch Gott ins Gerede bringen dort, wo sonst nur die Sentenzen von Aktienrecht und Disengagement widerhallen. Zur „Verchristlichung der Staatsgewalt" drängt es ihn, und er läßt dabei ganz außer Acht, daß so das Evangelium, die „frohe Botschaft" zum Gesetz verfälscht wird. Vielleicht macht es ihm wirklich nichts aus, wenn solcherart seine Institutionen zu Organen des Staates degradiert werden. Aber er sollte sich auch nicht wundern, falls er einmal wenig besser als der Verband Deutscher Briefmarkensammler E. V. behandelt werden wird. Auf dem Etat der „Western Prosperity" als „Hobbyist" und „Lobbyist" bürgerlicher Wohlanständigkeit. Ein Décor bei Staatsakten aller Art, das emotionale Klischee einer durch und durch materialistisch orientierten Gesellschaft.

Sein Rock war nicht von dieser Welt und die Wallensteinschen Feldprediger des „Contenti estote mit Eurem Kommisbrote!" sollten keine Neuauflage in unserer Zeit erleben. „Gott ist mein Gebet, nicht mein Geschrei!", sagt der fromme Moslem und meint damit, daß Gott es gern hat, wenn man zu ihm spricht, nicht aber, wenn man mit ihm Reklame macht. Eine Weisheit, der unser junger Herr im Maßanzug enträt, wenn er Gott in die niederen Regionen unserer Tagespolitik bemüht. Sei es um bei Ihm anzufragen, wo und bei wem der Besitz von Atomwaffen moralisch zu rechtfertigen ist oder sei es, Ihn hineinzuzerren in den Bierdunst überheizter Säle, wo er in detaillierter Form zu Grundsatzprogrammen und dergleichen Stellung nehmen muß.

Die Attentate, die er so auf Gottes Souveränität ausführt, sind in der Tat besorgniserregend. Aber noch gefährlicher erscheint die dabei zur Schau gestellte Maßlosigkeit. Vielleicht sollten wir unseren jungen Herrn einmal an das erinnern, was in Thomas Manns „Buddenbrooks" der alte Familienpastor zu Thomas Buddenbrook sagt: „Mäßigkeit, mein Junge, vor allem Mäßigkeit!"

E. Jeuthe

FRANKFURTER ALLGEMEINE

16. Mai 1960

s. Zu einer Kundgebung „für Frieden und Verständigung aus Anlaß der Gipfelkonferenz in Paris" hatte am Samstag in Frankfurt ein „vorbereitender Ausschuß" unter Führung des evangelischen Pfarrers i. R. lic. Fresenius eingeladen.

Zu den Unterzeichnern eines Aufrufs zu dieser Kundgebung gehörten Betriebsräte eines Frankfurter Industrieunternehmens und eines städtischen Betriebs, Pfarrer aus Frankfurt, Wiesbaden und Offenbach, der Darmstädter Studentenpfarrer Herbert Mochalski, Professoren aus Marburg und Frankfurt, ein Frankfurter Rechtsanwalt sowie der frühere Obersturmbannführer der SS-Division „Wiking", August Gärtner.

Als Hauptredner forderte der Ost-Berliner Theologe Professor D. Heinrich Vogel die Aechtung der Atomwaffen und des Krieges. Die politische Situation am Vorabend der Pariser Gipfelkonferenz sei besonders ernst, da der Abschuß eines amerikanischen Aufklärungsflugzeuges über der Sowjetunion gezeigt habe, daß der Kalte Krieg keineswes beendet sei. Vor etwa 300 Versammlunsteilnehmern sprach sich Professor Vogel für den Rapackiplan und die Neutralisierung Deutschlands aus.

14. Mai 1960

Protest gegen Protestanten

HASSFURT (Unterfranken), 13. Mai (dpa). Weniger Prozessionen will der katholische Stadtpfarrer und Dekan des Landkreiskapitels Haßfurt, Wilhelm Zirkelbach, in diesem Jahr in seiner Gemeinde veranstalten, weil der evangelische SPD-Kandidat Alfons Schwanzar zum zweiten Bürgermeister der Stadt gewählt wurde.

Am Dienstag beschuldigte der Pfarrer in einem Brief an die katholischen Stadträte, die vermutlich in der geheimen Wahl gegen den bisherigen katholischen zweiten Bürgermeister Karl Mahr (CSU) gestimmt haben, sie hätten der aufrechten katholischen Bevölkerung „einen Schlag ins Gesicht" versetzt. „Zusammen mit der katholischen Kirchenverwaltung", so heißt es in dem Schreiben, „haben wir uns daher nach ernster Ueberlegung entschlossen, zur öffentlichen Bekundung unserer Trauer im Jahre 1960 außer der Fronleichnams- und Bittprozession keine anderen Prozessionen mehr zu halten, auch wenn sie, wie zum Beispiel die Schwedenprozession, altherkömmlich sind."

Bürgermeister Schwanzar, der seit 1946 mit einer evangelischen Frau verheiratet ist, trat 1956 von der Katholischen zur Evangelischen Kirche über.

Unsere Dienstleistungen sind beachtlich!

Beratung in allen Geld- und Vermögensfragen · Vermögensverwaltung · Annahme von Spareinlagen (Sparbücher), Prämiensparen · Führung von Privat- und Geschäftskonten (Girokonten) · Annahme von Fest- und Kündigungsgeldern · Gewährung von Krediten aller Art · Diskontierung von Wechseln Durchführung von Überweisungsaufträgen · Ausführung regelmäßig wiederkehrender Zahlungen aufgrund von Daueraufträgen · Einzug von Schecks, Wechseln und Dokumenten auf alle Plätze und Banken im In- und Ausland · Beratung in allen Wertpapierfragen · An- und Verkauf von Wertpapieren Verkauf von Investment-Anteilen · Verwaltung von Wertpapieren (Effektendepots) · Verwahrung von Wertgegenständen · Vermietung von Schrankfächern (Safes) · Tag- und Nachttresoranlage · Abgabe von Tankschecks · Verkauf von Benzingutscheinen für Frankreich und Italien · An- und Verkauf von Devisen, fremden Geldsorten, Reiseschecks und Goldmünzen · Fachmännische Beratung in Außenhandelsfragen · Abwicklung von Außenhandelsaufträgen · Akkreditive und Inkassi · Nachweis von Import- und Exportverbindungen

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Die Fünfte Republik und die Parteien

Churchill hat einmal gesagt, das schlechteste aller Systeme sei das parlamentarische — mit Ausnahme aller anderen. Wollte man das Frankreich von 1960 an dieser Maxime messen, dann müßte man zunächst einmal prüfen, ob man das System de Gaulles der Kategorie „parlamentarisch" oder einer „anderen" zuzuordnen hätte. Wenn man davon ausgeht, daß auch in einer modernen Demokratie der Ausgleich zwischen den Gewalten gewährleistet sein muß, dann darf man behaupten, daß die V. Republik „reformbedürftig" ist. Aus Angst vor den Exzessen einer allzu mächtigen Nationalversammlung, die stabile Regierungen in der IV. Republik einfach unmöglich machten, haben die Schöpfer der Verfassung von 1958 das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, der Nationalversammlung sämtliche Zähne gezogen und die Exekutive in die Hände eines Staatspräsidenten gelegt, der dem Parlament gegenüber nicht verantwortlich ist.

Republik oder Konsulat?

Für ein Land wie Frankreich mit einer vielstimmigen öffentlichen Meinung und einem an sich fruchtbaren politischen Temperament ist die weitgehende Ausschaltung der Volksvertretung und die damit verbundene Verurteilung der Parteien zur Sterilität und zur Bedeutungslosigkeit ganz sicher nicht normal. General de Gaulle interpretiert die Verfassung in einer Weise, „daß sein zunächst konstitutionell angetretenes Regime jetzt eher konsularischen (oder imperialen) als republikanischen Charakter hat". Das entspricht genau seiner merkwürdigen Philosophie von der „mystischen Investitur", nach der er seit 20 Jahren (18. Juni 1940) Träger der nationalen Legitimität ist. In der politischen Praxis ist aber mit einer solchen „paranoischen oder religiösen Auffassung" von der „légitimité nationale" nichts anzufangen. Auch die V. Republik muß mit innen- und außenpolitischen Tagesfragen fertig werden. Sie läßt sich auf die Dauer nicht durch den bloßen Willen eines einzelnen zusammenhalten. Ebensowenig werden sich die Franzosen durch einen Paternalismus à la „ancien régime" für alle Zeiten davon abhalten lassen, politisch wieder etwas aktiver zu werden. Dafür wirkt die „sale guerre" in Algerien zu sehr in ihren Alltag hinein. Der Algerienkrieg hat längst fast alles vernünftige Denken in Frankreich über den Haufen geworfen und die Unterschiede zwischen Landesverräter und echtem Patrioten verwischt. Wenn das Land eine endgültige Katastrophe und eine neue Systemkrise noch unter de Gaulle verhindern will, dann müssen sich die Spielregeln einer Demokratie wenigstens auf dem Felde der sachlichen Diskussion und der Konfrontation der Meinungen durchsetzen.

Konservativer Nachfolger für de Gaulle?

Die alten Parteien, die die IV. Republik überlebt haben, versuchen ungeachtet des Mißkredits, den sie beim Präsidenten der Republik und beim Wähler haben, eine Renaissance mit Hoffnung auf neue Wählerstimmen und Mitglieder zu erreichen, während die neuen Parteien sich bemühen, gewonnene Positionen zu festigen oder überhaupt erst einmal Fuß zu fassen. Relativ ungerupft sind die Konservativen, die „indépendants" unter Roger Duchet, geblieben. Sie sind immerhin mit 132 Abgeordneten in die 1. Nationalversammlung der V. Republik eingezogen, wo sie den Oppositionskern der Rechten bilden. Eines ihrer Hauptargumente gegen de Gaulle ist die Entmündigung des Parlamentes, die nach ihrer Meinung gegen die parlamentarische Tradition verstößt. In der Algerienfrage werden die konservativen Abgeordneten geständig von den Vorkämpfern für eine „Algérie française" bedrängt, der „Verschleuderungspolitik" de Gaulles Einhalt zu gebieten. Und es ist ein offenes Geheimnis, daß die Arme der Armee bis in diese Fraktion hineinreichen. Die Verwirrung wird deutlich, wenn man bedenkt, daß Duchet zwar die Selbstbestimmung im Prinzip akzeptiert hat, aber doch behauptet, de Gaulle habe die Vollmachten nur erhalten, um Algerien für Frankreich zu retten. Das Integrationsabenteuer verlockt die Konservativen nicht, andererseits wollen sie die französischen Departements in Nordafrika, das Öl in der Sahara und das Zivilisationswerk Frankreichs vor fremden Interessen geschützt wissen, wobei der Kommunismus, den sie hinter dem algerischen Nationalismus wittern, die größte Bedrohung in ihren Augen darstellt. Man beschäftigt sich hier auch viel mit der Frage nach de Gaulles Nachfolge, ist es doch verlockend für eine Partei, eines ihrer Mitglieder auf einen Posten mit solcher Machtfülle zu manövrieren. Der aussichtsreichste Kandidat, Antoine Pinay, ist aber für einen schnellen Frieden in Algerien und gegen die „Algérie française". De Gaulle wird jedoch gerade im konservativen Lager auf den größten Widerstand stoßen, wenn er mit neuen Initiativen für eine Beendigung des Algerienkrieges aufwartet, und er dürfte mit einer Rechtsopposition rechnen, die aus ihrem Mißerfolg im Januar 1960 gelernt hat.

Gretchenfrage: Algerien

Der geistig amorphe Haufen der UNR, ein politisches Nebenprodukt des Mai 1958, hat 20 — 30 000 Mitglieder und ist mit 188 Abgeordneten der mächtigste Block im Palais-Bourbon. Die UNR ist keine parlamentarische Partei, sondern eine Seelengemeinschaft von treuen Anhängern de Gaulles. Das große Reinemachen von Bordeaux, das den „partei"-internen Kampf zwischen de Gaulle-Kritikern (die am französischen Algerien festhalten) und „Loyalisten" zugunsten der letzteren entschieden hat, hat den Prozeß der Absplitterung der dynamischen Kräfte wie Soustelle, Biaggi, Delbecque, die zu den Architekten der UNR gehören, beschleunigt. Die Abgeordneten der UNR verlieren durch die harten Regierungsmaßnahmen, die vor allem den kleinen Mann treffen, immer mehr Anhänger in ihren Wahlkreisen. Sie haben nur dann Aussicht, wiedergewählt zu werden, wenn das Land dem Staatschef weiterhin vertraut und ihre kritiklose Jüngerschaft durch eine erneute Wahl belohnt. Andererseits will de Gaulle nicht Exponent e i n e r „Partei" sein. Deshalb fördert er eine andere Gruppe, die „Association pour le soutien du général de Gaulle", die im Laufe der Maiereignisse 1958 entstanden, aber dann von der UNR überrannt worden ist. In dieser Gruppe, die die „autodétermination" im Sinne de Gaulles in Algerien propagieren will, könnten die Linksgaullisten eine politische Heimat finden, während die Rechtsgaullisten zu dem in die Opposition gedrängten Soustelle abwandern. Auch hier scheiden sich die Geister nicht an bestimmten, sondern an sehr verschwommenen Grenzen. Soustelle, in seinem Verhältnis zu de Gaulle eine tragische Figur, akzeptiert auch die Selbstbestimmung Algeriens, setzt sich aber gleichzeitig in falscher Auslegung eines de Gaulle-Wortes für eine Französisierung, „la solution la plus française", ein.

Liberale ohne Anhang

Die politische Bühne verwandelt haben eigentlich die Radikalsozialisten oder Gemäßigten, denn aus diesem Milieu sind die meisten zur UNR abgewandert. Wie Raymond Aron schrieb, waren die „radicaux-socialistes" schon vor dem Kriege auf dem absteigenden Ast und sind dann wegen Mißkredits bei den Wählermassen nach 1945 weiter abgesunken. „Der merkwürdige Versuch von Mendès-France, seit 1954 diese Partei zu einem geschlossenen Gebilde mit bestimmten und kühnen Ansichten in der Frage des französischen Imperiums umzugestalten, hat gewissermaßen zur Liquidation dieser Partei geführt, die schon seit Jahrzehnten kein Programm hatte, und deren ganze Struktur der städtischen Wählerschaft einer industrialisierten Gesellschaft nicht mehr entsprach." So sind die Radikalsozialisten von einem Arsenal für Ministerpräsidenten zu einer unbedeutenden Splittergruppe geworden, die mit am besten die Umschichtung zeigt, die in der Mitte des Palais-Bourbon vor sich gegangen ist.

Die Situation der Volksrepublikaner (MRP), die nach 1945 eine der tragenden Säulen der IV. Republik gewesen sind, wird durch eine völlige Paralyse gekennzeichnet. In puncto Algerien kritisiert man die Regierung nur mit Worten, ohne von ihr kategorisch ein „cessez-le-feu" und die so notwendigen Verhandlungen mit dem FLN zu fordern. Als demokratische Partei glaubt man, es sich schuldig zu sein, darauf hinzuweisen, daß Frankreich ein freies und demokratisches Land bleiben müsse, läßt de Gaulle aber im übrigen gewähren. Auf dem 17. Parteitag in Evian sagte Pierre-Henri Teitgen, der die Opposition im MRP gegen das Regime anführt: „Es gibt keine andere Lösung."

PSU — Eine neue Linkspartei

Die Organisation der nichtkommunistischen Linken ist und bleibt eine der vordringlichsten Fragen im heutigen Frankreich, nachdem es sich gerade im Mai 1958 herausgestellt hatte, daß die politisch hier beheimateten Republikaner nicht bereit waren, die Vierte vor einer Militärdiktatur und vor faschistischen Elementen zu bewahren. Die SFIO ist unter dem Szepter ihres Generalsekretärs Guy Mollet zu einem festgefügten Parteiapparat geworden, in dem kein Spielraum für persönliche Initiative bleibt. Mollet verlangt Kadavergehorsam von den Mitgliedern. Mehr Franzose chauvinistischer Prägung als Sozialist, hat er während seiner Ministerpräsidentschaft vor etwa 4 Jahren den Kolonialkrieg für die „Rechte" geführt und verantwortet (Algerienminister Lacoste) und Frankreich auch ins Suezabenteuer gestürzt. Er hat entscheidend dazu beigetragen, daß Algier eine Zeitlang Frankreichs wirkliche Hauptstadt war und seine Partei im Mai 1958 vor das „fait accompli" einer Kehrtwendung gegen die IV. Republik gestellt. Kein Wunder, daß sich oppositionelle Kräfte von dieser Partei abgespalten haben.

Die wichtigste Neugründung erfolgte Anfang April 1960 in Issy-les-Moulineaux, wo die „Parti socialiste unifié" (Parallelen mit der SED bestehen nicht!) ins Leben gerufen wurde. Es handelt sich um einen Zusammenschluß von „Parti socialiste autonome", „Union de la gauche socialiste" und „Tribune du communisme". Generalsekretär ist Edouard Depreux, der den Gedanken eines neuen Sozialismus zu propagieren sucht und eine Synthese von strengem wissenschaftlichen Sozialismus (Jules Guesde), Leidenschaft für die Republik (Jean Jaurès) und revolutionärem Elan der Pariser Kommune (Ed Vaillant) anstrebt. Die PSU macht keine demagogischen Versprechungen und bietet auch keine Charta an, die dem französischen Sozialismus erlaubt, aus seiner ideologischen Krise herauszufinden. Unter den 20 000 Mitgliedern sind Katholiken, Antiklerikale, Gewerkschaftler aller Schattierungen, Intellektuelle und etwa 60 Exparlamentarier anzutreffen. In der PSU erwächst der V. Republik die einzige demokratische Opposition, die vielleicht eines Tages eine Linkskoalition zustandebringt, die aus politischer Überzeugung zur Entkolonialisierung steht und in ihrer Algerienpolitik nicht nationalistisch befangen ist.

Kommunisten auf Kremlkurs

Über die „Parti communiste" braucht man eigentlich kein Wort zu verlieren. Diese Partei stand und steht außerhalb der französischen Gemeinschaft und auch außerhalb der französischen Demokratie. In der IV. Republik lähmte sie das politische Leben mit 150 Neinsagern im Parlament, die nicht Frankreichs, sondern Moskaus Interessen im Kopfe hatten. In der V. Republik, die ihnen ganze 10 Abgeordnete bescherte, lassen die französischen Kommunisten keinen Zweifel an ihrer Kremltreue, auch wenn sie dabei manchmal in innere Widersprüche und heikle psychologische Situationen verwickelt werden. Mäßigung in der Algerienfrage und Hoffnung auf Zusammenarbeit mit der nichtkommunistischen Linken sind durch Chruschtschows Hammerschläge in Paris nicht mehr akut. Also wiederum: Kehrt, marschmarsch! Die taktischen Allianzen mit den Sozialisten, Radikalen, Volksschullehrerverbänden und nichtkommunistischen Gewerkschaften sind schwerer geworden, während die Armee und die Rechtsgruppen sich in ihrer Haltung bestätigt sehen und nun erst recht den Kampf gegen den FLN mit dem Kampf gegen den Kommunismus gleichsetzen können.

Aus diesem Überblick ergibt sich, daß die Parteien in Frankreich zwar parlamentarische Blindgänger geworden sind, aber doch nicht die Flinte ins Korn werfen. Jedoch das Grundübel bleibt! Nach Raymond Aron wird Frankreich ohne Institutionen und politisches Leben bleiben, solange der Mann, der heute über alle Macht verfügt, sich wie eine Sphinx oder wie ein wundertätiger König verhält.

Emil Senn

Die Außenpolitik der Weimarer Republik

Will man unter dem Begriff Außenpolitik lediglich die zwischenstaatlichen Beziehungen verstehen, zerfällt die deutsche Außenpolitik der Weimarer Republik in die drei Phasen: Versailles, Rapallo und Genf. Deutsche Außenpolitik nach dem 1. Weltkrieg begann im engeren Sinne eigentlich erst mit den Vorbereitungen für eine deutsch-sowjetische Annäherung, die im Vertrag von Rapallo (1922) ihren Ausdruck fand.

Der hauptsächliche Sinn aller auswärtigen Politik Deutschlands nach der erzwungenen Annahme des Versailler Friedensvertrags bestand in der Vertragsrevision, sei es durch direkte oder indirekte Maßnahmen. Alle diplomatischen Initiativen waren auf dieses Ziel abgestellt.

Jene Politiker und Militärs, die damals der deutsch-sowjetischen Annäherung das Wort redeten, vertraten dabei eine Grundauffassung hinsichtlich der Bewertung der machtpolitischen Möglichkeiten Deutschlands in Europa, die im wesentlichen der heutigen offiziellen in der Bundesrepublik entspricht. Sie verwarfen nämlich die Bismarck'sche Konzeption einer Mittelstellung zwischen Ost und West aus der Erkenntnis heraus, daß Deutschland hierzu die militärischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen fehlten. Allein diese Einsicht rechtfertigte damals den Versuch der Anlehnung an ein Machtgebilde, das die Voraussetzungen dafür besaß, einmal Großmacht zu sein. Der machtpolitische Grundgedanke der engen Bindung der Bundesrepublik an den Westen ist diesen Überlegungen sehr ähnlich.

Als durch Stresemanns Locarnopakt die bis dahin geltende Anlehnung an den „Bruder Habenichts" im Osten mit einer Kontaktnahme mit dem Westen kompensiert wurde, begab sich die deutsche Außenpolitik wieder auf das Bismarck'sche Geleise, jedoch politisch, militärisch und wirtschaftlich entscheidend schwächer als zur Zeit des Kaiserreichs.

In dieser Position zwischen den Stühlen entfaltete sich in Deutschland der politische Rechtsradikalismus, mußte sich notwendig entfalten durch das instinktive Empfinden, daß die jetzt geschaffene außenpolitische Lage die „kalte Neutralisierung" Deutschlands bringe, der nur noch durch eine Flucht nach vorne begegnet werden könne.

So wurde die Außenpolitik des „Dritten Reiches" eigentlich ermöglicht durch die trotz Locarno nicht gelungene Verflechtung der deutschen Politik mit den Interessen des Westens. Es ist noch Aufgabe der Geschichtsforschung, zu untersuchen, wie groß die Differenz zwischen den außenpolitischen Vorstellungen Stresemanns und Erzbergers war.

Die Gegenleistung für Locarno war die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund. Aber auch in dieser dritten und letzten Phase deutscher Außenpolitik vor 1933 wurde dem deutschen Partner das verweigert, was allen Außenministern der Weimarer Republik Leitmotiv und Ziel ihres diplomatischen Bemühens war: Die Anerkennung Deutschlands als gleichberechtigtes Mitglied der Völkerfamilie und die wirtschaftlich erträgliche Regelung der Reparationsfrage. Beides scheiterte an Frankreich, das den Schein hegemonialer Stellung in Europa nicht aufgeben wollte zu Gunsten einer deutsch-französischen Partnerschaft.

Es ist das große Verdienst Ludwig Zimmermanns*, auf der Grundlage von Akten und Urkunden diese Zusammenhänge mit Sachlichkeit und Präzision verdeutlicht zu haben. Schon die sachgerechte Sichtung des umfangreichen Materials, eine Arbeit, die jahrelanger Mühen bedurfte, verdient, gewürdigt zu werden. Zimmermanns Werk: „Deutsche Außenpolitik in der Ära der Weimarer Republik" ist für den Historiker der neuesten Geschichte von kaum abschätzbarem Wert. Die Klarheit der Sprache und der Gedanken weist Ludwig Zimmermann als einen unabhängigen, den Tatsachen verpflichteten Geist aus.

Clemens Hosskirch

*Ludwig Zimmermann: Deutsche Außenpolitik in der Ära der Weimarer Republik, Musterschmidt-Verlag, Göttingen, 486 S., Leinen, DM 35,—.

Wir vermitteln

unverbindlich, individuell und kostenfrei
Stellen für

Ärzte und Zahnärzte
Apotheker
Diplom-Mathematiker
Diplom-Physiker
Diplom-Kaufleute
Diplom-Chemiker
Juristen
Diplom-Volkswirte
Diplom-Psychologen

Interessenten werden gebeten, sich in Verbindung zu setzen mit der

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung
Frankfurt am Main,
Eschersheimer Landstraße 1—7

RÖMER
Klischees
Strichätzungen
Farbätzungen
Autotypien
Galvanos
Rotaprintfolien
Matern- Stereos
RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT/M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 334672

Staat der Bürger oder Bonzen?

Kritische Anmerkungen zum Zweiparteiensystem

Seit dem Wiederbeginn des politischen Lebens nach dem Kriege wuchs mit jeder Wahl der Anteil der großen Parteien am Stimmkuchen. Während die mittleren Parteien sich mühsam mit einigen Krumen am Leben erhalten, gehen die kleinen leer aus und hören auf zu existieren. Diese Entwicklung zeigt sich nicht nur im Bunde, sondern auch in den Ländern. Die Wahlergebnisse der letzten zwölf Jahre sprechen eine eindeutige Sprache. Ob diese Tendenz zur Alleinherrschaft der beiden großen Parteien positiv zu beurteilen ist oder nicht — eines steht fest: In absehbarer Zeit wird es niemanden gelingen, diese Entwicklung aufzuhalten.

Wäre die Wahl eine Wahl von Parteiprogrammen und ihrer Träger — und nur das; wäre der Vergleich von politischen Zielen und der sie tragenden Persönlichkeiten der ausschlaggebende Beweggrund für die Abgabe der Stimme, so müßte man ein buntscheckiges Bild und nicht ein schwarz-rotes auf der politischen Bühne erwarten. Aber nicht rationale Erwägungen des Bürgers sind entscheidend. Die mit jeder Wahl verstärkt einsetzende Propaganda der Parteien appelliert ausschließlich an das Unterbewußte. Die Partei mit den besten Seelentechnikern (sprich: Massenpsychologen) hat die größte Aussicht auf Erfolg — je intensiver und wirkungsvoller die Bearbeitung des Unterbewußtseins des Mannes auf der Straße, desto sicherer ist der Wahlsieg. Und nur die großen Parteien haben dazu die Möglichkeit, weil sie über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügen. Die kleinen haben — im Ganzen gesehen — keine Chance, denn die Quantität der Reklame schlägt sich im Bewußtsein des Volkes als Qualität der angepriesenen Sache nieder. Bleibt dem Wähler, auf den die Fülle der Propaganda einstürmt, noch ein Weg zum kritischen, abwägenden Urteil? Im allgemeinen sicherlich nicht. Die wenigen, die sich ihr Urteilsvermögen bewahrten, können ein Wahlergebnis nicht beeinflussen.

Kampf um Stimmvieh

Mit der reinen, inhaltsleeren Propaganda ist es jedoch nicht getan — Auch die manchmal noch prüfenden und denkenden Bürger wollen erfaßt sein. Man braucht ein Programm, eine politische Linie. Auch dieses ist auf die Wahl ausgerichtet. Die Frage heißt für den Politiker nicht, wie denke ich mir den Staat, welche Politik muß ich machen, um mein Leitbild zu verwirklichen, sondern die Frage lautet, mit welchem Programm habe ich Aussicht, den Wähler für meine Partei zu gewinnen? Die Antwort besteht darin, daß der vermeintliche Volkswille zum Programm erhoben wird. Dieses Programm wird dann durch die Propaganda bei der Wahl zum wirklichen Willen des Volkes. Es ist deshalb kaum verwunderlich, daß die SPD auf ihrem letzten Parteitag ihre Grundsätze denen der CDU anglich. Die SPD macht sich den im letzten Wahlergebnis dokumentierten „Volkswillen" zu eigen. Sie will bei der nächsten Wahl eben mit dem Programm siegen, das die CDU aufstellte und das ihr zum Erfolg verhalf. Der Volkswille ist mit den modernen Mitteln der Beeinflussung — vor allem aber, weil er kein originärer ist — manipulierbar, veränderbar. Dennoch ist eine Änderung der politischen Grundkonzeption nur in sehr engem Rahmen möglich. Jedes Abweichen vom einmal Anerkannten birgt die Gefahr in sich, Stimmen zu verlieren. Änderung des politischen Kurses wird nämlich als Eingeständnis eines Irrtums ausgelegt und nicht als Anpassung an neue Verhältnisse. Im übrigen wiegt die Gewohnheit schwerer als gute und einleuchtende Argumente. Die Parteien werden so Sklaven ihrer eigenen Programme. Es bleibt bei der einmal erfolgreichen Konzeption, die schließlich die beiden noch übrig bleibenden Parteien gemeinsam haben. In Einzelheiten wird man sich noch heftig bekriegen — aber nie ohne einen Seitenblick auf die Wähler und den Propagandaeffekt. Die politische Auseinandersetzung wird zur Farce, weil man so tut als streite man sich um die Sache, während man sich nur um die Stimmen streitet. Das Ziel der Partei ist nicht die Verwirklichung einer Vorstellung vom Staate, sondern die Erringung der Macht — es geht um Regierungssessel für die Großen und um sichere Pöstchen für die Kleinen. So ist es bezeichnend, daß man in einigen Ländern die sogenannte Rathausparteien durch Wahlgesetze abschaffte: Für die Mitglieder der Ortsgruppe einer großen Partei muß schließlich auch gesorgt werden — jedem Funktionär seinen Posten.

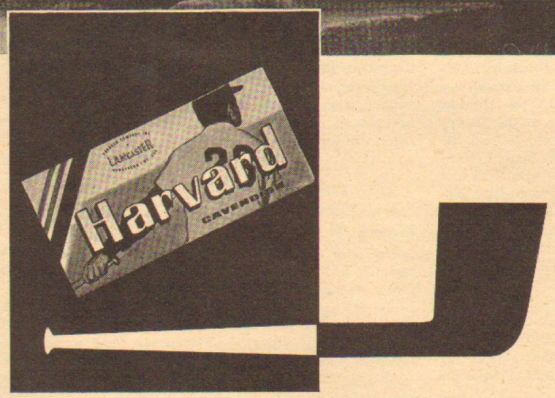
Herrschaft der Lobbyisten

Solange die staatliche Ordnung nicht durch äußere oder innere Ereignisse erschüttert wird, stagniert die Entwicklung der politischen Leitbilder. Verstärkt wird dieser — notwendige — Konservatismus noch durch das Fehlen des Ferments mittlerer oder kleiner, mehr oder weniger radikaler Parteien, die das politische Leben in einem Vielparteienstaat immer in Bewegung erhalten und daher den Weg zu einer — vielleicht durch die veränderten Verhältnisse notwendig gewordenen — Wandlung der staatlichen und politischen Formen und Inhalte offen halten. Die von den großen Parteien verkündete, praktisch unangefochtene Ideologie wird zur Staatslitanei. Keine politische Rede ohne einen Vers aus dem ideologischen Gesangbuch! Aber weil es beim Volk eben nur rezipierte Meinung ist, weil keine andere existiert oder eine Chance hat, fehlt jedes persönliche Engagement, jedes wirkliche Mitgehen. Aufforderungen zur politischen Aktivität, wie sie immer wieder erschallen, können die Bürger nicht aus ihrer Apathie wecken, solange sie mit einem verbindlichen Rezept für das politische Agieren verbunden sind. Wie man die so entstehende politische Stagnation beurteilen soll, sei hier dahingestellt. Ein Ausweg läßt sich nicht erkennen.

Wie kommen aber innerhalb des kaum änderbaren Rahmens der Grundkonzeption politische Entscheidungen zustande? Die Regierungspartei muß Rücksicht nehmen auf die organisierten Interessenverbände, denn jeder Verband ist ein Reservoir von Stimmen und u. U. auch von Finanzen. Das müssen sich die Parteien wegen der zeitlichen Begrenzung ihrer Macht sichern. Nun könnte man meinen, daß das Volk über die Verbände mittelbar wieder an der Politik beteiligt ist. Allein, auch in den Verbänden tritt sehr schnell an die Stelle der ursprünglichen Interessen eine Verbandsideologie, deren Träger die Funktionäre sind, welche den Verband schließlich zum Selbstzweck werden lassen. Wie dies geschehen kann, wird teilweise schon im studentischen Bereich deutlich. Kann man sich doch oft des Eindrucks nicht erwehren, als sei der AStA mehr um seine eigene Existenzberechtigung als um die wirklichen oder vermeintlichen Wünsche der Studenten besorgt. Aktivität wird oft um dieser willen und nicht um einer Sache willen entfaltet. Eine Frage irgendwelcher Art dient dazu, um endlich wieder einmal ein Seminar zu veranstalten und nicht das Seminar, um endlich ein dringendes Problem zu besprechen oder zu lösen. Da die Parteien nun gezwungen sind, keinen Verband unberücksichtigt zu lassen, erhalten sie die Aufgabe zwischen den Interessen zu vermitteln und die Gegensätze auszugleichen. So verlagert sich das eigentliche politische Leben vom Parlament in die Korridore, die Lobbys.

So ist in diesem System Politik nichts anderes als das Ergebnis eines Handelns zwischen voneinander abhängigen Funktionären im Rahmen einer feststehenden Grundkonzeption. Demokratie heißt nicht Herrschaft des Volkes, sondern Herrschaft der Funktionäre. Der Einfluß des Volkes besteht nur noch durch sein bloßes Dasein und der die propagandistischen Mittel bestimmenden Reaktionsweise; die Parteien sind auf die Stimmen, die Verbände auf die Mitgliedschaft angewiesen. Trotz alledem besteht nicht die akute Gefahr einer Willkürherrschaft. Dafür sorgen die Rivalen, die jedes Abweichen von der freiheitlichen und demokratischen Grundordnung beim anderen für die eigene Propaganda ausschlachten. Darin liegt jedoch keine Garantie. Denn was geschieht, wenn die Mächtigen sich verbünden? Wird nicht das, worüber sich die beiden großen Parteien geeinigt haben zur unanfechtbaren Wahrheit — wenigstens im manipulierten Bewußtsein des Volkes? Wird der gemeinsame Wille der Parteien nicht zu einem totalitären, der auch gegen das Volk gerichtet sein kann, das sich nicht wirksam wehren kann?

Horst Harnischfeger



HARVARD – „Cavendish" eine erstklassige shag-mixture der LANCASTER INC./N.C./USA

Aus dem gleichen Hause die Marken: „John Hopkins" (ready rubbed – 50 g – DM 1,50) „Spring Hill" (sliced cut – 50 g – DM 2,50)

Händler-Nachweis durch LANCASTER Tobacco T 16 Duisburg / Postfach 180 / Unfrankierte Postkarte genügt!

Harvard

Dürfen Studenten in Deutschland mit Kommilitoninnen auf Steintreppen sitzen? Natürlich nicht – obwohl es kein Gesetz gibt, das dies ausdrücklich verbietet. Aber wenn es geschieht, – wetten, daß der Mann HARVARD raucht? Frauen haben es gern, wenn Männer HARVARD-Tabak rauchen. Aber Männer lassen sich davon nicht beeinflussen. Männer rauchen HARVARD, weil das selbstverständlich ist...

(Bitte, notieren Sie für Ihr geschätztes Unterbewußtsein): Pfeifengerechter 1,5-mm-Schnitt • excellent im Duft wie im Geschmack, voll veredelt nach dem „Cavendish"-Verfahren • leichter Zug durch gleichmäßigen Brand • HARVARD – ein „first class tobacco" in der taschengerechten Frischhalte-Packung.

50 g – DM 2,– Es lohnt sich: ein Päckchen reicht drei Tage bis zu einer Woche!

Für Männer einer neuen Zeit

Das Erbe Adenauers

Von einem Schüler des Marburger Soziologen Abendroth, Rüdiger Altmann, ist jetzt ein Buch erschienen, das auf unbestimmte Zeit aktuell bleiben wird: „Das Erbe Adenauers"*. Es beginnt mit dem Satz: „Es ist nicht das Interesse dieses Buches, Prophezeiungen zu machen" — und schließt: „Dann wird uns die Erkenntnis nicht schwerfallen, ... daß die Zeit neuer Opfer kommen wird." Altmann kämpft mit dem Widersprüchlichen. Als „Kritiker" zeichnet er klar und in treffenden Formulierungen die Situation der Bundesrepublik am Ausgang der „Ära Adenauer". So führt sich das handliche Büchlein als bon-mot-geladene und vor allem relativ vorurteilslose Lektüre ein. Zum Schluß allerdings betätigt sich der Verfasser seherisch und droht damit, alles aufzuheben, was man erst mit so viel Freude gelesen hat.

Die Lage der Bundesrepublik kennzeichnet Altmann mit den Worten: Kanzlerdemokratie, Pluralismus und Status quo. Die starke Stellung „des" Kanzlers sei schon in der Verfassung angedeutet. Das Kabinett ist von ihm abhängig. Aus Kollegen werden Knappen. Adenauer ist zugleich Herr seiner Partei, durch deren absolute Mehrheit auch der des Parlaments, dessen Bedeutung damit überhaupt in Frage gestellt ist. Die Abgeordneten sind zwar fleißige Ausschußbienchen — haben jedoch den Sinn für die Politik verloren, so daß das Aufzeigen der weltpolitischen Linie den Bonner Korrespondenten der großen Tageszeitungen überlassen bleibt.

Als Persönlichkeit und politischer Taktiker, so meint Altmann, der der CDU nahesteht, wird Adenauer dieser zentralen Bedeutung gerecht; was fehlt, ist ein geistiges Profil oder ein staatstheoretischer Nachlaß. Altmann sieht den Kanzler als den Zügelhalter der 1000 Interessengruppen des Pluralismus, dem es weniger ums Regieren als ums Herrschen geht. Wie dem Kanzler eine Idee, so fehle dem Pluralismus ein geistiger „Überbau".

Der Pluralismus und die zur reinen Verwaltung geronnene Politik des Status quo haben weder ein Bewußtsein geprägt noch hat er irgendeine „Ausrichtung", er konnte nur durch die staunenswerte Äquilibristik des Kanzlers existieren. So sei „das Erbe Adenauers alles das, was durch sein Ausscheiden in Frage gestellt ist".

Adenauer sei ein großer Taktiker, dessen geistige Schlichtheit durch das Maß seiner langen Erfahrung aufgewogen werde. Da er als Politiker und Autorität unersetzlich sei — auf dieser Prämisse baut das ganze Buch auf — bleibe sein Erbe mehr eine Frage der Sache denn der Person. Sache aber sei die Vereinheitlichung der pluralistischen und auch parteilichen Interessen zu einem „Sozialsystem". Der Pluralismus verschmelze ohnehin durch das ständige paritätische Ausgleichsverfahren zu einer integrierten, einheitlichen Neuform, eben dem „Sozialsystem", welches als geistiger „Überbau" notwendig sei, weil auch Adenauers Abtreten ein neuer Weg — von der Taktik zur Theorie — eingeschlagen werden müsse.

Was aber bedeutet diese „Vereinheitlichung" anderes als Totalitarismus? Altmann hat an anderer Stelle diesen Schluß gezogen. Sein „Sozialsystem" hält er vermutlich für den Ausweg, für das Loch im Netz. Hier gibt der Autor seinen Stand als Kritiker auf. Er entwickelt sein eigenes Programm und versucht sich als Prophet — entgegen seinem Vorsatz, darauf verzichten zu wollen.

Die Zukunft liegt also, nach Altmann, im „Sozialsystem", in der „Beseelung" des Pluralismus, dem „verständigen Austausch", mit dem großen Ziel der Konkurrenzfähigkeit, ja der Überlegenheit gegenüber dem Kommunismus. Die große Aufgabe der nächsten Zeit sei die „Urbarmachung" der Entwicklungsländer. „Endziel" ist die „Weltzivilisation", erreicht durch das kollektivistische (und totalitäre) „Sozialsystem". Zu neuen Ufern winkt ein neuer Tag — für den Futuristen Altmann. Den Skeptikern „die ohnehin nicht ernst zu nehmen sind", mag ihr notorisches Krisenbewußtsein Strafe genug sein.

Sind hier aber nicht die Rollen vertauscht? Ist nicht Altmann der Skeptiker, da er glaubt, dem Kommunismus mit gleicher Waffe, dem totalen System, gegenübertreten zu müssen? Ausgerechnet zu einer Zeit, da man sich im Ostbereich gezwungen sieht, dem Individuum gewisse Möglichkeiten der freien Entfaltung zuzugestehen. Oder hofft der Verfasser, daß Ost und West auf eine „Schöne Neue Welt", die Welt der bedürfnis- und willenlosen Arbeitsbienen zusteuern? Ist das der „Ausweg", die „Weltzivilisation"? Soll dazu der Pluralismus sich durchringen nach der Devise „Einer für alle"?

Hier stehen wir also — nach dem Verfasser — und das, nachdem er freiweg „sehr ernste Lagen", „weltgeschichtliche Zäsuren" und „zukunftsträchtige Entwicklungen" eingeführt hat. Erfreulich, daß es auch noch Futuristen ohne „Krisenbewußtsein" gibt, wie Herrn Altmann — gefährlich, gäbe es sie nur. R. S.

*** Rüdiger Altmann: Das Erbe Adenauers, Seewald-Verlag, Stuttgart, 211 Seiten, Leinen DM 12,80.**

HALLOO-WACH macht munter

Der Marxismus und die Hegelsche Philosophie

In den vergangenen Jahren ist der DISKUS immer wieder auf die Bedeutung der von kirchlicher Seite geleisteten Diskussionsbeiträge zum Problem des Kommunismus zu sprechen gekommen.

Im Gegensatz zur offiziellen westlichen Arbeiterbewegung, die es sich theoretisch wohl sein läßt, sind die Kirchen längst aus ihrer abstrakten und unfruchtbaren Antithese zum dialektischen Materialismus herausgetreten und stellen sich ernsthaft dem Totalanspruch dieser Lehre. Sie haben begriffen, daß Etikettierungen wie „19. Jahrhundert", „Vulgärmaterialismus", „seichte Aufklärung" und dergleichen an den von Marx gestellten authentischen Fragen abgleiten.

Das bis jetzt noch immer wissenschaftlich brauchbarste Buch, G. A. Wetters „Dialektischer Materialismus", versucht, zumindest, soweit es sich mit der sowjetischen Philosophie beschäftigt, im Sinne immanenter Kritik vorzugehen, wobei natürlich seinem Verfasser auf allen Stufen dieser Kritik der aristotelische Thomismus als Modell einer wahreren Gegenphilosophie präsent ist. Es mag einen gewissen Verzerrungsfaktor darstellen, daß die im übrigen kenntnisreichen katholischen Marxinterpreten ihren Gegenstand durchs Medium der für sie verbindlichen thomistisch-neuscholastischen Lehre betrachten. Thomistisch interpretiert, stellt sich die Marxsche Dialektik in erster Linie als materialistische Ontologie dar.

Wesentlich anders ist demgegenüber die Blickrichtung der hier zu besprechenden dritten Folge der von der „evangelischen Studiengemeinschaft" herausgebrachten und inzwischen von östlicher Seite schon heftig befehdeten „Marxismusstudien".

Ohne sich ängstlich an das zu halten, was parteiamtlich heute im Ostbereich als Marxismus ausgegeben wird, geht es den Autoren der vier Aufsätze des neuen Bandes um ein primär sozial- und immanent-ideengeschichtliches Marxverständnis. Im Zentrum steht die im Gegensatz zu Sdhanows sturem Dogma noch keineswegs schlechthin gelöste Frage nach dem Verhältnis des Marxismus zur Hegelschen Philosophie.

Daß die Tübinger Studien nicht im Dienste einer einheitlich und explizit formulierten Gegenphilosophie stehen, hat seinen Grund im prinzipiell anderen Verhältnis des Protestantismus zur Philosophie überhaupt und ermöglicht den Verfassern der vorliegenden Schrift vielleicht einen sachgerechteren Zugang. Hinzukommen mag, daß Hegel und die Hegelsche Schule in der protestantischen Bildungsgeschichte immer noch eine erhebliche Rolle spielen.

Im ersten Aufsatz befaßt sich Ludwig Landgrebe mit dem „Problem der Dialektik". Er geht auf die vorphänomenologischen Schriften Hegels zurück und findet hier bereits das für Marx zentrale Motiv einer Kritik der „Positivität", wie es sich besonders in seiner Lehre von der Entfremdung und Verdinglichung menschlicher Verhältnisse entfaltet. Mit Recht grenzt Landgrebe den Marxschen Problemansatz als toto genere verschieden von der Philosophie des späten Engels ab. Marx steht in der Tradition der großen europäischen Metaphysik der Freiheit. Natur und Materie haben bei ihm ein Sein nur relativ auf menschliche Produktionstätigkeit. Dialektik ist für ihn wie für Hegel allemal eine von Subjekt und Objekt. Im Gegensatz zur Engelsschen Ansicht kann Natur nicht dialektisch verfahren.

Iring Fetscher beschäftigt sich im zweiten, wesentlich forschungsgeschichtlichen Aufsatz mit dem „Verhältnis des Marxismus zu Hegel". Wichtig ist hier die Darlegung der Etappen des Hegelverständnisses innerhalb der marxistischen Arbeiterbewegung. Ausgehend von solchen Vertretern der zweiten Internationale wie Kautsky, Plechanow, Vorländer und Bernstein, erörtert Fetscher die berühmten Diskussionen der zwanziger Jahre um „Geschichte und Klassenbewußtsein" von G. Lukács und die Arbeiten von Karl Korsch. Auf die Schilderung des Hegelbildes bei Lenin, dem „mittleren" Lukács und bei Ernst Bloch folgt ein Überblick über die Arten stalinistischer Verballhornung des Verhältnisses von Marx zu Hegel. Fetscher macht sich H. Lefèbres These zu eigen, daß genau in dem Maße, in dem die östliche Wirklichkeit zu einem starren, dem „späten" Hegel gar nicht so fremden, System wurde, seine Philosophie von den Ideologen dieses Zustands geächtet wurde.

Den „Klassenbegriff bei Marx" diskutiert im dritten Aufsatz der als Herausgeber der „Pariser Manuskripte" bekannte Erich Thier. Er geht dankenswerterweise näher auf den bei Fetscher etwas zu kurz kommenden Marx des „Kapital" ein. Im vierten Aufsatz schließlich erörtert Thilo Ramm, der auf dem Gebiet des Frühsozialismus als Experte zu gelten hat, die mehr politischen Hintergründe der Beziehung von Marx zu Lassalle.

Die sprachlich lebendigen und materialreichen Aufsätze vermitteln insgesamt einen guten Überblick über den gegenwärtigen Stand der philosophischen Marxinterpretation. A. S.

Marxismusstudien — 3. Folge. Herausgegeben v. Iring Fetscher (Schriften der Studiengemeinschaft 6). Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1960, VII, 221. S. Kart. DM 14,—.

Kritik der neueren Ontologie

Noch immer werden die gegenwärtigen philosophischen Diskussionen von der Seinsthematik beherrscht. Aus der kaum noch zu übersehenden Fülle von Büchern, die sich zu ontologischen Fragen äußern, ragt die in vielfacher Hinsicht bemerkenswerte Schrift des Frankfurter Privatdozenten Dr. Haag heraus. Sie wagt es, angesichts der immer vornehmer und esoterischer sich gebärdenden Seinslehren die Frage zu stellen, woher diese eigentlich ihren Rechtsgrund nehmen.

In der Ontologie behauptet man, es mit einem an sich Seienden zu tun zu haben. Hier setzt Haags immanente Kritik ein. Das Denken abstrahiert von sich selber, verstockte Subjektivität will nicht Wort haben, daß das vermeintliche An-sich im Denken gründet, im Denken leibhaftiger Menschen, wie es sich in der realen europäischen Geschichte entfaltet hat. Von großem Interesse sind die Erwägungen Haags, in denen die neuere Ontologie problemgeschichtlich auf ihre aristotelisch—scholastischen Quellen zurückgeführt wird. Die Etappen des Universalienstreits werden im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung gesehen. Keineswegs aber im Sinne einer billigen, der Sache äußerlichen, soziologischen Relativierung des Denkens, sondern Gesellschaft wird als der innerste Kern seiner Gehalte konkret aufgewiesen.

Neuscholastik und Heideggersche Fundamentalontologie geben, wie Haag schlüssig nachweist, gar keine Antwort auf das, was wirklich das Sein der Menschen heute ausmacht, sondern sind philosophiehistorisch ans Mittelalter gebunden, ohne sich jedoch auf die realen Voraussetzungen und Autoritäten mittelalterlichen Philosophierens berufen zu können.

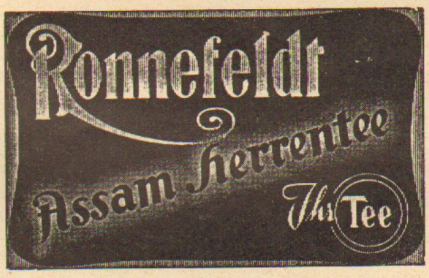
Ihrer uneingestandenen Dialektik überführt, können sie nur noch doktrinär und irrational sein. In den Äußerungen ihrer jüngsten Vertreter terminiert die Ontologie in dem, was sie um keinen Preis sein möchte, wissenschaftlich im Positivismus, politisch in einer Apologie der Herrschaft. A. S.

Karl-Heinz Haag: „Kritik der neueren Ontologie", Kohlhammer-Verlag Stuttgart, DM 9,80.

Für Juristen

Vademecum Latinum für Juristen. Rechtswörter. Begriffe. Sentenzen. Zusammengestellt und erläutert von Dr. jur. Dr. phil. Lothar Frede. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, 1959. 84 Seiten. Leinen DM 5,80.

Es sei gleich vorweggenommen, daß die Unterlassungssünden vergangener Gymnasiastenjahre mit diesem „Vademecum für Juristen" nicht wieder gutgemacht werden können, denn es ist weder etwas über die Anwendung des „a. c. i." darin zu finden, noch werden einem etwa nicht gelernte Vokabeln im Schnellkurs „eingetrichtert". Trotzdem aber sollte jeder Jurist im Besitz dieses kleinen „Spezial-Büchmanns" sein, denn so schnell und so vollständig wird er sich wohl kaum an anderer Stelle über die große Zahl lateinischer Rechtswörter und Idiome unterrichten können, die auch heute noch zum täglichen Brot unseres Berufes gehören. Über 400 dieser lateinisch-juristischen Begriffe nämlich sind hier zusammengestellt und in ihrer heutigen Bedeutung erläutert. Für den Nichtjuristen interessant wird die Feststellung sein, wieviele dieser ursprünglich zur angeblich so abstrakten und trockenen Juristensprache gehörenden Begriffe heute Teil der Umgangssprache geworden sind und auch von „Laien" benutzt werden. Der erschwingliche Preis empfiehlt dieses Bändchen im übrigen als eines jener kleinen Geschenke, die auch unter Juristen die Freundschaft erhalten. eh.



☆

Richard Fechner, Grundriß des Steuerrechts

3. neubearbeitete Auflage. Franz Vahlen Verlag, Berlin, 1960. IX. und 174 Seiten, kartoniert DM 10,—.

Der jetzt in 3. Auflage erschienene „Grundriß des Steuerrechts" von Fechner kann jedem, der sich für Fragen des Steuerrechts interessiert bzw. sich als Student „von Amts wegen" damit zu beschäftigen hat, als ideales Hilfsmittel empfohlen werden.

Soweit es der Stoff zuläßt, wird hier in knapper und vor allen Dingen sehr übersichtlicher Form ein Einblick in das immer differenzierter werdende und dem nicht bzw. noch nicht „Eingeweihten" teilweise recht schwer ergründliche System der öffentlichen Abgaben von Bund, Ländern und Gemeinden vermittelt.

Für den Juristen und den Volkswirt besonders instruktiv ist der allgemeine Teil dieses Grundrisses. Der Autor beschränkt sich hier nicht auf die Darstellung der historischen Entwicklung des Steuerwesens, er geht auch auf seine staats- und verwaltungsrechtlichen Grundlagen ein, so daß die Bezüge zur Gesamtrechtsordnung klar werden. E. D.

Das
Haus der Bücher
Peter Naacher
FRANKFURT AM MAIN
Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)
Zentrale:
Steinweg 3 (An der Hauptwache)
Telefon 26641, 687644
empfiehlt sich mit seinem fachkundigen Personal
für die Erfüllung Ihrer Bücherwünsche

Hebräische Universität Jerusalem

Das kulturelle Zentrum des modernen Israel

Italien, Spanien — selbst Rußland — haben für akademische Globetrotter an Reiz verloren. Aber: „6 Wochen Israel, Arbeit im Kibbutz, für nur DM 500,—. — Das könnte man machen!" — selbst, wenn man nicht so recht weiß, was ein Kibbutz ist. Mancher fährt auch allein für längere Zeit nach Israel, um dort zu studieren. Kein Zweifel, derartige Studienreisen sind begrüßenswert. Wie sollte ich es verneinen, da ich selbst in Israel studiert habe?

Bei meinem letzten Israelbesuch habe ich mir jedoch sagen lassen, daß durch manchen westdeutschen Touristen Probleme entstehen — nicht, weil in Israel Vorurteile gegen Deutsche bestehen, sondern eher, weil man in manchen Kreisen den Deutschen ganz selbstverständlich aufnimmt. Weder an der Universität noch im Verkehr der jungen Menschen untereinander gilt in Israel der steife mitteleuropäische Kodex, so daß der Fremde rasch Kontakt bekommt und sich heimisch fühlt. Der deutsche Student, der die Landessprache lernt oder gelernt hat, wird sich bald in völliger Freiheit bewegen. Manchmal wundert er sich vielleicht noch über die sich selbst ironisierenden „antisemitischen" Bemerkungen der Israelis; hat er sich jedoch genügend assimiliert, wird er es bald als Antisemitismus bezeichnen, wenn ein jüdischer Schutzmann einem Bürger den Weg versperrt.

Aber nicht jeder Israeli ist jung und im Lande geboren. Nicht jeder Israeli hat seine Familie nach dem Kriege wieder gefunden, nicht jeder kann die Konzentrationslager und seine Erlebnisse dort vergessen. Wer von den deutschen Studenten hat eine Vorstellung davon, was im israelischen Partner vorgeht, wenn er zum erstenmal wieder waschechtes Deutsch hört. Übrigens ein Deutsch, das durch die dreizehn Jahre des „tausendjährigen Reiches" stark umgeprägt ist. Und wenn jemand mit „eiserner Faust" darangeht, die „KZ-Methoden" in irgendwelchen Gefängnissen zu geißeln, so hat er einen „bombensicheren" Mißerfolg „auf der ganzen Linie".

Noch problematischer wird die Lage, wenn eine wirtschaftswunderliche Horde gen Israel wallfahrtet, um die „Eingeborenen" zu bestaunen und ihnen zu erklären, wie man richtige Politik macht. Jeder einzelne mag gutwillig sein, aber das Kollektiv ist untragbar, weil eine Anpassung an die Umwelt nicht mehr notwendig erscheint, wenn man in Scharen kommt.

Hier gibt es nur einen Ausweg, und er ist erfolgreich von einer Berliner Gruppe beschritten worden: die Vorbereitung. Mit welcher Einstellung man nach Israel fahren sollte, das schreibt Dr. Joachim Hoppe, der Leiter dieser Gruppe in den DIS Informationen (August 1959):

„Israel und seine Menschen haben besonders der studentischen Jugend aus Deutschland etwas zu geben, was jenseits aller touristischen Genüsse und Sehenswürdigkeiten liegt, was den Weg nach Israel und durch das Land zwar schwerer, aber gerade darum reicher macht, nämlich für die jüngste Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands einen Anschauungsunterricht in letzter Realität."

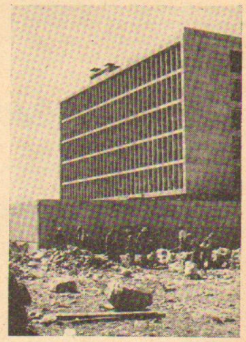
Deutsch-israelische Studiengruppen (DIS) bestehen nun bereits seit über zwei Jahren an verschiedenen Universitäten der Bundesrepublik. Die antisemitischen und neo-nazistischen Meinungsäußerungen des letzten Jahres haben die Notwendigkeit ihrer Existenz verdeutlicht.

In Deutschland herrscht jedoch ein Klima, wo freie Meinungsbildung in bezug auf Israel und die Juden allgemein kaum möglich ist. Der suchende Student stößt sich an zwei Extremen der westdeutschen Wirklichkeit: An einem gut funktionierenden demokratischen Staatsgefüge, in dem aber alte Nazis ihre festen Sitze haben, und an einem lauten antifaschistischen, projüdischen Bekenntnis der führenden Politiker, in dem kein Platz mehr für eine normale Betrachtung des Israelis vorhanden ist. Mit Verboten und Schönmalerei ist nichts getan! Eine Normalisierung des deutsch-jüdischen Verhältnisses kann nur das Ergebnis einer ehrlichen Auseinandersetzung sein.

Die DIS Frankfurt hat versucht, Schritte in dieser Richtung zu tun. Zur Zeit hängen Bilder aus dem harten, aufregenden israelischen Alltag im Frankfurter Studentenhaus. Sie zeigen, daß Israel kein romantischer Staat ist.

Es gibt in Deutschland keine Universität, die so großzügig geplant, so angenehm zum Studium und so anregend für uns sein könnte wie die „Hebräische Universität", deren Grundstein 1918 von Dr. Chaim Weizmann gelegt wurde. Sieben Jahre später wurde sie eröffnet. Damals bestand sie nur aus drei Instituten (Jüdische Wissenschaft, Chemie und Mikrobiologie). Bis zur Staatsgründung entwickelte sie sich sehr rasch, immer neue Fakultäten entstanden. Die größte Bibliothek des vorderen Orients war auf dem Berge Scopus, dem Gelände der Universität, zu Hause. Im israelischen Befreiungskrieg konnte die Universität zwar gehalten werden, aber sie ist nur noch eine Enklave im arabischen Gebiet. Obgleich der Waffenstillstandsvertrag freien Zugang zum Berg Scopus verspricht, haben die Jordanier die Zugangsstraße für den normalen Verkehr blockiert. Der Berg Scopus ist nur noch ein Symbol, ein ausgestorbenes Viertel, das von israelischen Soldaten bewacht wird.

Inzwischen ist auf der anderen Seite von Jerusalem eine neue Universität entstanden, eine weite Anlage, an der heute noch gebaut wird (Siehe Bild), wo jedes Institut seinen Platz hat. Die Nationalbibliothek, zahlreiche Forschungsinstitute, ein Amphitheater, ein Stadion und Studentenwohnheime bilden ein neues Viertel in Jerusalem. Hier entstand das kulturelle Zentrum des modernen Israel. Die neue Universität entspricht weitgehend unserer Vorstellung von der „Universitas Litterarum". Es sind nicht allein die bei uns üblichen Lehrstühle vertreten, sondern in viel stärkerem Maß solche für Judaistik und Orientalistik. Viele Studenten, die als Einwanderer auf die Universität kamen, hören Vorlesungen über Bibel, Talmud, hebräische und arabische Literatur, Geschichte des mittleren Orients und des Islam. Voraussetzung zum Studium ist unter anderem die Beherrschung des Hebräischen und — für die geisteswissenschaftlichen Fächer — die Kenntnis einer Fremdsprache (Arabisch, Englisch, Französisch, Griechisch oder Latein).



Die neue Universitätsverwaltung

Vielleicht kann die Tatsache, daß von den 352 Lehrkräften der Hebräischen Universität 97 deutscher Herkunft sind, dem deutschen Studenten zeigen, daß es nicht nur notwendig ist, sich mit den israelischen Problemen zu befassen, sondern auch mit den eigenen, mit unserer Vergangenheit.

Eva Beling

Giraudoux' „Irre" im Playhouse

Dem deutschen „fernsehenden" Publikum erst kürzlich unter dem Titel „Die Irre von Chaillot" präsentiert, konnte man Jean Giraudoux' 1945 geschriebenes Bühnenstück „La Folle de Chaillot" in seiner amerikanischen Fassung nun auch im „Frankfurt Playhouse" sehen.

„The Madwoman of Chaillot" sollte kein großartiges Novum in der Programmlinie des Playhouse sein, das bisher fast ausschließlich amerikanische Stücke brachte. Die „Irre" wurde schon 1948 von Maurice Valency für die amerikanische Bühne umgearbeitet und gehört seitdem zum Repertoire der vielen „Off-Broadway, Summer-, College-, und Community Theater", die in Amerikas kulturellem Leben eine so große Rolle spielen, und deren entferntester Ableger in der Hansaallee 152 auch das Frankfurter Theaterleben bereichert.

Das Verdienst des Regisseurs Converse Converse ist es, trotz unterschiedlicher schauspielerischer Leistungen und trotz der „Internationalität" des Stoffes und der Besetzung, gutes Theater gemacht zu haben. Mit Spannung erwartet man die kommende Aufführung des Playhouse, das mit Cole Porters „Silk Stockings" sein „Summer Theater" eröffnet.

Lion M. Hardt

Unzureichende Wissensvermittlung über Judentum und Antisemitismus

„Hier waren wir so erregt, daß wir polemisch werden, daß wir provozieren mußten." Solches aus dem Munde eines Professors zu hören, ist nicht eben alltäglich. Es geschah in Bergneustadt, auf einer Tagung, die der „Darstellung des Judentums in der Lehrerbildung und im Schulunterricht" gewidmet war. Was die Debattanten so sehr erregt hatte, war indes nur die Frage, ob man vulgär „Nazizeit" oder akademisch „nationalsozialistische Zeit" sagen sollte. Man entschied sich für „Nazizeit".

Die Tatsache, daß derlei Formulierungsfragen immerhin Stoff zum Gespräch boten, mag den Stil der Konferenz charakterisieren, zu der der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS), die Friedrich-Ebert-Stiftung, das Internationale Schulbuchinstitut und das Institut für Internationale Begegnungen in die bergische Kleinstadt eingeladen hatten: Sachliche Auseinandersetzung und vorurteilsloses Gespräch, frei von Emotionen, waren oberstes Gesetz für die rund 70 Pädagogen, Theologen, Psychologen, Soziologen, Verlagslektoren, Journalisten, alles in allem Professoren, Praktiker und Studenten.

Lautstarke Resolutionen blieben weitgehend aus, obwohl eine Menge von Erkenntnissen gewonnen und manche Postulate formuliert wurden.

Im wesentlichen waren es zwei organisatorische Forderungen, die den Journalisten Stoff lieferten: „Als Beitrag zur echten Wiedergutmachung" verlangte die Konferenz die Schaffung eines Ausschusses nach dem Vorbild des „Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen" und die Einrichtung eines großen Universitätsinstitutes, an dem eine systematische Forschung und eine umfassende Lehre über das deutsche Judentum entwickelt werden können. Außerdem wurde die Zusammenstellung einer Bibliographie über die Literatur, die sich mit der Darstellung des Judentums befaßt, angeregt und in Anfängen auch schon erarbeitet.

Die Probleme, die auf dem viertägigen Seminar erörtert wurden, waren keineswegs neu. Aber manche Detailfragen wurden erst dank der brisant klaren Aussprache verständlich, und ein seit langem gehegter Verdacht erfuhr leidige, aber wertvolle Bestätigung: Fast an keiner Hochschule besteht die Möglichkeit zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit Themen aus dem Komplex „Judentum/Antisemitismus".

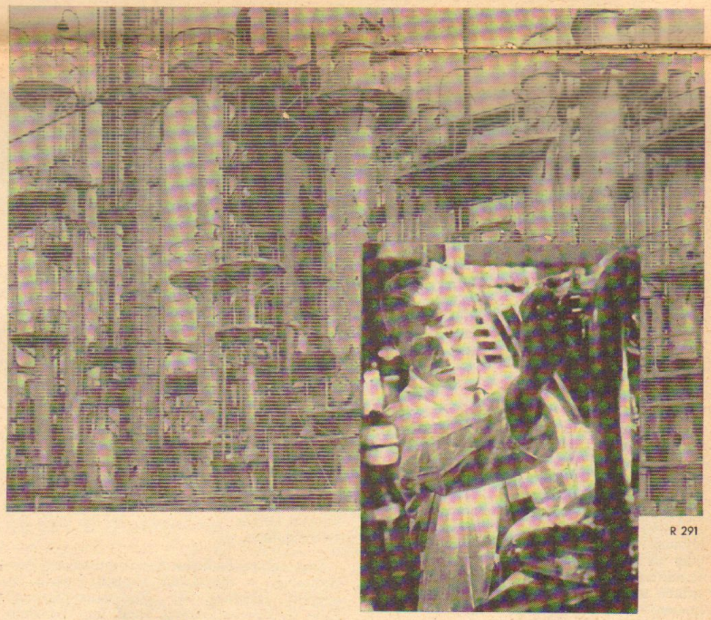
Die Historiker bedienen sich heute noch weitgehend der machtpolitisch-etatistischen Geschichtsauffassung; so gesehen, erscheinen die Juden fast immer nur als „leidende Minderheit". Die historische Rolle der Juden ließe sich eindringlicher darstellen, wenn ihre Geschichte, wie es in Bergneustadt angeregt wurde, vornehmlich als Sozialgeschichte begriffen und gelehrt würde.

Die Theologen, die auf dem Bergneustädter Seminar diskutierten, waren sich überraschend schnell einig. „Die Art der christlichen Verkündigung, wie sie sich auch in den Religionsbüchern findet, ist nicht unschuldig am Judenhaß und seinen Auswirkungen", heißt es ausdrücklich im Bericht der Kommission II. „Die christliche Unterweisung darf nicht vergessen, daß im Alten und Neuen Testament derselbe Gott zu uns redet."

Ein Vertreter der jungen Generation war es, der die Thematik der Konferenz auf einen kurzen, aber treffenden Nenner brachte: „Die Forderung nach detaillierter Wissensbildung über das Judentum ist illusorisch, solange wissenschaftliche Arbeiten über diese Thematik nicht vorliegen. Bisher gibt es nur gute journalistische Arbeiten, aber keine gesicherten Forschungsergebnisse."

Es ist damit zu rechnen, daß der VDS sich — auf Grund der Erfahrungen von Bergneustadt — für die Einrichtung eines Instituts zur Forschung über Judentum und Antisemitismus einsetzen wird.

Werner Riba



R 291

Vom Chemiker erwartet man: **Freude am Experimentieren, Beobachtungsgabe, Lerneifer, klares kombinierendes Denken und die Fähigkeit, aus Wissen, Erfahrung und Intuition Neues zu schaffen – aber auch Selbstkritik, Achtung vor den Leistungen anderer und Gemeinschaftsgeist. Männer mit solchen Eigenschaften haben die chemische Industrie aufgebaut und zu dem Ansehen beigetragen, das der Name Hoechst in aller Welt genießt.**

FARBWERKE HOECHST AG vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M)-HOECHST

Wirrwarr im Verlag

Zu neuen Büchern von Julien Gracq und Werner Kraft

Ein Verlag wie S. Fischer, dessen repräsentative Köpfe an ebenso repräsentativen Werken sich hochstützen, scheint, was die Erweiterung der Verlagsproduktion durch neuere, weniger bekannte Autoren betrifft, hin und herzuschwanken zwischen möglichen und unmöglichen literarischen Erzeugnissen.

Diesen Eindruck vermitteln aufs neue zwei Prosabände, die sich zufällig zur Rezension zusammengefunden haben. „Ein Balkon im Walde" ist der letzte Roman von Julien Gracq, von dessen Werken in Deutschland im wesentlichen nur „Die Ufer der Syrten" bekannt geworden sind; ein Roman, in dem der Autor in einer ungemein eindrucksvollen Augenblicksprosa seine surrealistische Vergangenheit überwindet, deren metaphorische Verästelung und Subtilität jedoch die surrealistische Schule noch deutlich verraten.

Sein letzter Roman nun ist weniger anspruchsvoll und fremd. Der Balkon im Walde ist eine winzige Festungsanlage im Ardennenwald: eine Holzhütte zum Wohnen, ein Betonklotz, bestückt mit einer Panzerabwehrkanone, ein Glied in der Befestigungslinie der Maas entlang gegen Belgien hin. Hierhin wird im Sommer 1939 der Unteroffizier Grange als Befehlshaber der Miniatur-Garnison von drei Leuten versetzt. Bis auf spärliche Verbindungen abgeschnitten von der riesigen Apparatur der Armee, beschränkt sich der Dienst der vier Soldaten auf die wenigen in ihre Einsamkeit durchsickernden Befehle, deren Ursprung sie nicht mehr zu überschauen vermögen, deren gespenstischer Charakter sich dokumentiert in zuweilen durchgereichten Abbildungen deutscher Panzer, welche die Phantasie der zum Abwarten verurteilten Garnison wie Schemen in die Düsternis und Abgeschlossenheit des Waldes projiziert.

Wie in einem leeren Raum Geräusche von draußen, abgezogen von ihrem Ursprung schauerlicher wirken, dringen die Geräusche der „verrosteten Armee" — dies ist eine Spitze des Buches — wie üble Vorzeichen in die Einsamkeit der vier zusammengewürfelten Menschen. Die Bewegungen der Armee, die von Zentralstellen in die Verästelungen des Apparates gepumpten Energien, verschwinden in der Verlassenheit des Waldes wie in zu großen Ohren. Der Wald wuchert und wächst sich zwischen den Kriegsapparat, zwischen Armee und ihre vier verlassenen Mitglieder. Deren Leben etabliert sich unmerklich wieder in normalen bürgerlichen Beständen, etwa des Wilderns, des jagdlustigen Umherstreifens, ihr Interesse wird aufgesogen von häuslichen Verrichtungen und Sorgen eines benachbarten Dorfes. Grange, der Held des Romans, macht dabei, unter dem Eindruck der Landschaft und der Leidenschaft zu einer in den Ort verschlagenen jungen Witwe, eine eigentümliche, unmittelbare und unvermittelte Existenzerfahrung. Als die Kriegsereignisse in Gang kommen, die Front zusammenbricht, verharren die vier Soldaten wie hypnotisiert von ihrem Waldleben während der Absetzbewegungen in ihrem Bunkerloch, die Desertion schlägt um in Heldenmut, ein Volltreffer beendet das Idyll.

Die Befriedigung, die dieses Buch vermittelt, erwächst nicht aus den so skizzierten Handlungszusammenhängen, aus der Problematik oder was man noch nennen mag, sondern in einer augenfälligen Weise aus den Formmomenten allein, die den Roman als Kunstwerk ausweisen. Was an Stoff und Problemen erscheint, ist aufgesogen von den nur ästhetisch faßbaren Momenten und vermag nur aus ihnen herauszuwirken. Wenn man etwa als Problem oder als logische Aussage fassen kann, wie die Landschaft alle ihr fremden Bewegungen, Absichten und Energien aufsaugt und vernichtet, immer wieder ihre ruhige organische Gewalt hervordrängt, so wirkt dieses Problem nur durch die formale Tatsache, daß alle Handlungszüge, Motive — wie etwa die Liebe des Helden zu der jungen Frau — die ihr Gewicht in sich selbst beanspruchen könnten, aufgelöst sind in einem breiten relativierenden Schilderungsvorgang, der in seinem verstrickenden, beharrlichen Duktus die Handlungsmotive auffängt und verenden läßt wie der Wald diese Menschen. Eine eminente Bedeutung gewinnt die Metaphorik, die am Bilderreichtum, an der Assoziationsfreude des Surrealismus geschult, dessen manieristische und bloß spielerische Ausprägung hinter sich läßt und zum wesentlich konstituiven Moment des Romans wird. Die Metaphorik stiftet ein äußerst subtiles Beziehungsnetz von Dingen zu Dingen, ihre Kraft ist die von wuchernden Organismen, die fremdes überwuchern, zusammenbinden, im unbeirrbaren Ausdehnen fremdes Vernichten. Dingwelt und Handlung gewinnen gemäß dem, was geschildert werden soll, ein unsichtbares Beziehungsnetz, das beides zusammenzieht und gegenseitig einpreßt. Somit gibt das formale Element der Metaphorik allein durch sich als Gestalt das her, was man gewöhnlich als Problem, als Aussage vom Sprachvorgang wegzudenken gewohnt ist.

Der Autor des Romans „Der Wirrwarr" ist vor 1900 geboren, war Bibliotheksrat in Deutschland, emigrierte 1933 nach Israel, dort entstand 1939 sein Roman. Kennzeichnend für die Entstehungszeit, für die äußere und innere Lage des Autors ist der Ausdruck der Bedrohung, der Anonymität der Gefahr, der Verwirrung alles Geistigen, der Resignation.

Der Roman ist als Parabel konzipiert, es geht nicht um einzelne realistische Momente, sondern um die Beziehung aller Teile zueinander, um die Spannungen, die innerhalb der Konstellationen verschiedener Teile ausgetragen werden. Ein Student, offenbar in Paris, sieht sich plötzlich im Beziehungsgeflecht von Personen, die etwas von ihm wollen, ohne daß er ihre Absichten erraten kann. Abgetragene Leidenschaften wirken wie Reflexe bildungsmäßig nach, ein Bruder, der für sich gescheitert ist, jedoch eine Lebensmöglichkeit vor sich sieht, die er selbst nicht mehr erreichen kann, will eine Brücke für ihn zu dieser Möglichkeit schlagen, offenbar gelingt das nicht, Karl Kraus steht wie ein Gott im Hintergrund.

Wenn man einerseits dem Buch der Umstände wegen, unter denen es entstanden ist, die offenbar auch allein zur Drucklegung führten, die Achtung nicht versagen kann, so muß man sie ihm doch entziehen, wenn man diese Umstände, wie es eine künstlerische Beurteilung verlangt, wegdenkt. Alles was man als ehrlich und sympathisch empfindet, wird es erst dort, wo man einem Anstoß beim Lesen folgend, für sich weiterdenkt und vom Text sich entfernt. Bleibt man jedoch im Text, so werden Emotionen widerwärtig, Reflexionen und geistige Auseinandersetzungen irreal und eitel, Sinnliches ungereinigt und abstoßend. Da heißt es etwa: „Vom Rosenstrauch meiner Lippen pflückte er die Küsse der Nacht, meiner Brüste Palmen gaben ihm Schatten." Oder: „Sprich gut von mir mit der Freundin deiner Seele, mit diesem Wunder an Weiche, aber meine Brüste sind schöner, ich weiß es."

Solche Stellen sind, selbst wenn man sie ironisch verstehen soll, was nicht unbedingt aus der Setzung herauszulesen ist, ohne weitere Argumentation ganz unmöglich. Mystische Drehungen um Existenzgrundlagen, Bildungsgut, alte Sätze, ein Wust unpräzisierter Gedankengänge verstärken das anfängliche Unbehagen ins Widerwärtige. Verstört wendet man sich an den Klappentext, um etwa Aufschluß vom Verlag zu erhalten. Dort großartige Bezüge zu Kafka, Musil, Broch, deren Technik der Mischung innerer und äußerer Vorgänge sich bei Kraft wiederfinden sollen. Wehmütig denkt man an die glasklaren Verschlüsselungen der Parabeln von Kafka, an die hermetische Zucht seiner Sprache und denkt an das unglückliche Los dieser Autoren, die mit Hilfe leichtfertiger und falscher literaturhistorischer Schlüsse von ihren Treuhändern zur Legitimation undiskutabler Literatur mißbraucht werden.

Wolfgang Maier

Julien Gracq: „Ein Balkon im Wald". Übersetzt von H. und G. Scheffel. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1960. 208 Seiten, Leinen DM 14,80.

Werner Kraft: „Der Wirrwarr". Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1960. 196 Seiten, Leinen DM 14,80.

Seelenausströmung

Zur Herausgabe der Gedichte Else Lasker-Schülers

Else Lasker-Schüler — eine Inkarnation dessen, was der dichterische Expressionismus seinen „neuen Menschen" nannte. Das rauschhafte Selbsterlebnis mit dem Bezug auf eine als übermenschlich erfahrene Wirklichkeit, die Hingabe an den Taumel: — diese kosmisch-expressive Haltung fordert in ihrem weltanschaulichen Aspekt genau die seelischen Bedingungen, die Else Lasker-Schüler mitbrachte, und zwar nicht als Folgen eines geistigen oder künstlerischen Erfassens der Zeit, sondern als Gabe, Schicksal, von Generationen ererbt. Die Erfahrung des Konkreten ist ihr denn auch ein Leiden gewesen. Sie war Jüdin rabbinischer Familientradition und wuchs in christlicher, kleinbürgerlicher Umgebung auf. Über sie mußte der „große Judenschmerz" doppelt stark hereinstürzen. Ferne von Volk und Gott, Heimatlosigkeit, eine rationalistisch bestimmte Welt sind die Gegebenheiten, darin eine dünnhäutige, sensitive Natur ihr Leben erleidet. Eine seltene und großartige Verbindung geht dieses Erleiden zeitweilig ein mit einem unbeschreiblichen Jubel, einem Überschwang an Lebenslust, einer geradezu überwältigenden Liebe, die sich elementar ausströmen kann. Über das Ideal des expressiven Menschen hinaus jedoch repräsentiert Else Lasker-Schüler in der Sehnsucht nach ihrem Volk eine ganz konkrete Hoffnung auf eine Seinsmöglichkeit. Obwohl sie sich ihrer Situation als Spätling mit seiner Verlorenheit, als „tausendstämmige Erinnerung" und „Abendherz" bewußt ist, gibt sie diese Hoffnung erst kurz vor ihrem Tode in Jerusalem auf, wo sie bekennt, daß auch hier ihre Heimat nicht sei. Eine ausgelieferte Seele, aller Bedrohnis preisgegeben. Peter Hille nannte sie „den schwarzen Schwan Israels, eine Sappho, der die Welt entzweigegangen ist".

Die weltanschauliche Konzenption der Zeitströmung, in die dieser Mensch gestellt ist, begreift Dichtung als „Seelenausströmung". Eine Seelenausströmung kann im Wortsinne auch das Werk der Lasker-Schüler genannt werden, wenngleich der mit diesem Begriff angestrengte Bezug auf den Expressionismus nicht ausschließlich gelten darf. Ihre Dichtung war in seinem Sinne nicht aktuell, sie rief weder zum Kampf gegen die Maschine noch zur Weltverbesserung auf.

Die Lasker-Schüler schreibt Gedichte wie sie atmet, wie sie lebt. Sie schreibt nicht mit „Kunstverstand", sondern elementar, rauschhaft. Ihre Begabung für das Wort erlaubt diese Schreibweise. Die Lasker-Schüler empfindet sich als Prophetin, ihre Dichtungen als Offenbarungen. Sie ändert nichts, die Form eines Gedichtes behält sie selbst in Zweitfassungen bei; Änderungen finden sich höchstens im Ausdruck. Ungeheuer wie ihre Größe ist so oftmals auch ihr Kitsch. Sie holt eine Bildfülle aus sich herauf, wie sie nur der Orient kennt. Das Hohe Lied der Liebe, das Buch Ruth, kehrt in der Üppigkeit ihrer Bilder wieder. Selbst eine Verheißung hat diese Liebe: Trost über das Paradiesheimweh. „Paradies" ist ihr die Summe aller Möglichkeiten, die vollkommene Erwiderung ihrer Liebe. Kein Mensch kann ihrem Liebesanspruch gerecht werden, kein Mensch kann ihren Liebesüberschwang ertragen. Er geht über das menschliche Maß hinaus. Ihr zerbricht die Welt, ein Ungenügen allenthalben, sie flieht vor ihr. Die Verbindung mit der bunten Welt der Bibel, des Alten Testamentes, wird der Dichterin zum Lebensnerv. Die entfesselte Seele durchdringt Zeit und Raum, sie fliegt nach Ägypten, nach Palästina, sie „verglüht in den Abendfarben Jerusalems". Pharao ist von Gold / Seine Augen gehen und kommen / Wie schillernde Nilwellen". Ihre Lyrik ist Liebeslyrik, auch wo sie von Gott spricht. „Gott, ich liebe dich in deinem Rosenkleide / Wenn du aus deinen Gärten trittst, Zebaoth". Psalmen- und deutscher Volksliedton mischen sich zu einer Einheit von jüdischer Tradition mit Deutsch-Naivem. Ihre Gedichte sind nicht gebaut. Metrum und Reim sind aufgehoben im alles regierenden Gefühlsausbruch. Die Verse fallen wie Tropfen, je nach ihrer Schwere langsam oder schnell. Das Zentrum, darum das Gedicht organisiert ist, liegt außerhalb, in der Gestimmtheit der Dichterin, dem Gefühlsanlaß. Die Metaphern sind vom organisierenden Gefühl bestimmt. Die Anschaulichkeit ist darum beeinträchtigt zugunsten einer „Erfühlbarkeit". Häufig reihen sich die Strophen parataktisch aneinander ohne zwingende logische Folge, zwischen die Strophen könnte jeder dem organisierenden Gefühlswert gemäße Einfall eingeschoben werden. Das Gedicht ist offen.

Ich liege in den Nächten
Auf deinem Angesicht.

Auf deines Leibes Steppe
Pflanze ich Zedern und Mandelbäume.

Ich wühle in deiner Brust unermüdlich
Nach den goldenen Freuden Pharaos.

Aber deine Lippen sind schwer,
Meine Wunder erlösen sie nicht.

Hebe doch deine Schneehimmel
von meiner Seele —

Deine diamantnen Träume
Schneiden meine Adern auf.

Ich bin Joseph und trage einen süßen Gürtel
Um meine bunte Haut.

Dich beglückt das erschrockene Rauschen
Meiner Muscheln.

Aber dein Herz läßt keine Meere mehr ein.
O du!

„Das Gedicht wird zur Kette von Erregungen, die sich nacheinander entladen" (Schlocker). Seine Schutzlosigkeit ist fast vollkommen.

Groß ist die Lasker-Schüler, wo sie das jüdische Volksschicksal erleidet. Von ihrem Volke abgespalten, erlebt sie dessen Geschick doch als ihr eigenes.

Der Fels wird morsch,
Dem ich entspringe
Und meine Gottesslieder singe . . .
Jäh stürze ich vom Weg
Und riesele ganz in mir
Fernab, allein über Klagegestein
Dem Meer zu.

Hab mich so abgeströmt
Von meines Blutes
Mostvergorenheit.
Und immer, immer noch der Widerhall
In mir,
Wenn schauerlich gen Ost
Das morsche Felsgebein,
Mein Volk,
Zu Gott schreit.

An diesen Strophen mag deutlich werden, wie weit die Dichterin über den Expressionismus hinausreicht.

In der Emigration schreibt sie ihre letzten Gedichte. „Mein blaues Klavier" nennt sie die Sammlung, die in der Bitternis der Vereinsamung entstanden ist. Die Welt ist ihr auch hier, in Jerusalem, nicht heil geworden. Ein neuer Ton mischt sich in ihre Klage: eine stille Resignation im Bewußtsein ihres Erlöschens. „Gott weint, ergraut kommt seine kleine Welt zurück". Aber selbst jetzt hat sie noch einmal einen kurzen Aufschwung, in dem sie ihre schönsten Liebesgedichte schreibt. Dann stirbt sie.

Im Kösel-Verlag liegt jetzt die Gesamtausgabe der Gedichte auf. Sie vereinigt sämtliche zu Lebzeiten der Dichterin veröffentlichten Gedichte samt den Textvarianten der verschiedenen Drucke und kann als erste kritische Ausgabe gelten. Eine für den „Laien" wertvolle Zusammenstellung brachte der Verlag 1952 heraus, die nicht alle Gedichte, sondern neben ausgewählten Gedichten auch Prosa, die beiden Schauspiele, Briefe der Dichterin und Zeugnisse von Zeitgenossen enthält.

Christel Römer

Else Lasker-Schüler „Gedichte 1902 — 1943", Kösel-Verlag München, 1959; Leinen DM 28,—.

Armer King Oliver

Wer heute in den Ruf des Avangardisten kommen möchte, möge über Jazz schreiben. „Schreiben Sie ein Jazzbuch", rät der Verleger seinem Autor, dem mal wieder nichts einfällt. „Ich schreibe ein Jazzbuch", erklärt der cool- oder dixielandbegeisterte Amateur, „man muß die Öffentlichkeit missionieren." Jazzbücher! Für jeden Geschmack und jeden Anspruch.

Ähnliche Gedanken scheinen L. Malson verführt zu haben, als er sein Buch „Les maîtres du Jazz" schrieb, das man jetzt auch dem deutschen Leser unter dem Titel „Die Meister des Jazz" in der „Enzyklopädie des XX. Jahrhunderts" anbietet.

Malson schreibt über die Meister des Jazz, seine Meister. Er wählt nach persönlichen Gesichtspunkten aus und schreibt persönlich und interpretiert mit nicht allzu großer Sachkenntnis, wie es ihm in den Sinn kommt.

King Oliver spiele „mit Tendenz zum Eilen", Johnny Dodds in „jammerndem Ton", dann wieder in „erregenden Klagen". Honoré Dutray entwickele „eine furchtbare Technik, die mit so viel falschen Noten gewürzt ist, daß man glaubt, einen Dorfmusikanten zu hören".

Die erste Überlegung, die mir bei der Lektüre dieses Unsinns kam, war die, ob Herr Malson vielleicht taub sei. Aber das kann schlecht möglich sein: ein tauber Jazzfan! Das wäre eine einmalige Sensation, die man publizistisch mehr ausnützen müßte.

Leider ist Herr Malson nicht taub. Er hört sehr gut, nur nicht richtig. Armer King Oliver! Der größte Trompeter des alten Jazz muß sich sagen lassen, daß er „primitiv" spiele.

Wie schreibt Malson doch im Vorwort: „. . . jeder Amateur, so wenig er auch davon versteht, möchte seine Umwelt aufklären."

Enzyklopädie des XX. Jh., Prof. L. Malson: „Die Meister des Jazz". Joh. Maria Hoeppner Verlag, Hamburg. 128 Seiten, DM 2,20.

Redaktionsschluß: 7. Juli

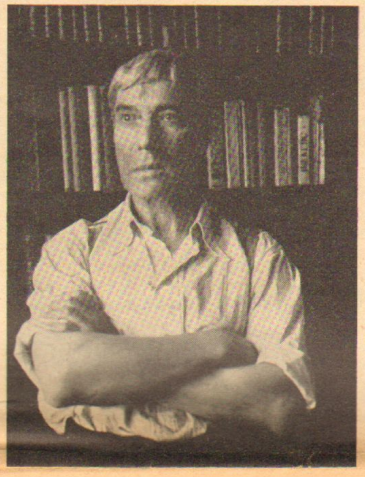
Das Leben ist kein Gang durchs Feld

Zum Tode Boris Pasternaks

Der einzelne befindet sich heute in einer sehr schwierigen Situation der Umwelt gegenüber. Er ist skeptisch. Er sieht das bereits Eingestandene, das Konventable, das Überholte. In einer Zeit der äußersten Konsequenzen, die moralisch und politisch abgewetzt, verzerrt und zerstückelt ist, muß er, müssen wir versuchen, neue Normen zu finden, der sich anbahnenden Uniformierung auf allen Gebieten des Lebens entgegenzuwirken. Das ist schwer, wenn man in einer Gesellschaft lebt, die mit den Mitteln der Werbung und der Massensuggestion längst jene Apotheose des materialisierten Eros verwirklicht hat, welcher man die Poesie verdächtigen will.

Dichtung, ob in irgendeiner Weise engagiert oder nicht, findet in einem Zeitalter satanischer Vernichtungswaffen keine Resonanz mehr. Man ist nicht bereit, sich erschrecken zu lassen, man schirmt sich ab — das will heißen: wir stagnieren geistig, wir siechen langsam dahin an einer Art schleichendem gesunden Menschenverstand. Diese peinliche Realität können auch jene Institutionen und Interessengruppen nicht ändern, die mit hartnäckiger (natürlich merkantilistisch ausgerichteter) Beharrlichkeit ihr Publikum in ein Fahrwasser zu drängen versuchen, das nach Ansicht des Rezensenten zumindest sehr seicht ist.

Da werden wir dann plötzlich von einer Nachricht aufgeschreckt, die zur Besinnung ruft: Boris Leonidowitsch Pasternak,



70jährig, russischer Lyriker und Erzähler, ist nach schwerer Krankheit am 30. Mai 1960 in seinem Landhaus in Peredelkino bei Moskau gestorben. Im Schlaf.

Müßig ist es, noch einmal all die Stimmen aufzuzeigen, die jene Ehrung im Oktober 1958 kommentierten, als die Schwedische Akademie ihm den Literaturnobelpreis zuerkannte. Leidenschaftlicher Anerkennung standen schrankenlose Haßausbrüche, entwürdigende Beleidigungen und Schmähungen im eigenen Lande gegenüber. Seitdem war es stiller um den Dichter geworden. Ein Schriftsteller ist tot, der als fast einziger in der Sowjetunion nach der Revolution die Linie der reinen Poesie weiterführte, ein Zeitenwanderer, der im letzten der Gedichte Schiwagos sagt:

Und wie stromabwärts Flöße treiben
Und wie der Schiffe langer Zug,
So ziehen aus der Dunkelheit
Jahrhunderte vor mein Gericht.

Natürlich wird Pasternak mit verschiedenen großen Sowjetdichtern in Verbindung gebracht, mit Balmont, Belij, Tjuttschew und vor allem Lermontow. Natürlich haben sie alle in irgendeiner Weise auf ihn eingewirkt. Doch wäre es falsch, einem oder mehreren von ihnen besondere Einflüsse auf sein Schaffen zuzuschreiben. Pasternak ließ sich nicht leiten. Seinem kritischen Verstand konnten die für die 20er Jahre bezeichnenden literarischen Schulen und Gruppen Moskaus nicht standhalten. Bei aller Auseinandersetzung mit den avantgardistischen Stilrichtungen dieser Zeit blieb er unabhängig. Die Bilder und Assoziationen seiner Lyrik zeigen sowohl symbolistische wie auch impressionistische und expressionistische Elemente.

Pasternaks Lyrik ist faszinierend, sirenenhaft verschlüsselt und doch harmonisch, vollkommen, musikalisch, diszipliniert. Der Dichter sieht seine Umgebung ausgesprochen impressionistisch, sie kommt sinnlich auf ihn zu, aber er verwebt sie verstandesmäßig, streng. Er läßt Assoziationen wundervoll sich zusammenfügen, vielfältig ineinander übergehen, er verdichtet Augenblicke in zeitlos einfache Versformen. In erregender Weise wenden sich seine Gedichte jenen mythisch werdenden Bereichen der Poetik zu, in denen alles eine unaufhörliche Kette von zurückzuverfolgenden Bewegungen, Ursachen und Wirkungen ist, die der Verstand schon als beendet ansehen will.

Pasternak, der sich einer brutalen, häßlichen, gemeinen Gesinnungsart konfrontiert sah, hat immer Würde bewahrt. Er lebte einer Wahrhaftigkeit, die vom reinen Ästhetentum über eine streng rationalistische Erkenntnistheorie zu einem sublimierten Glauben führte, dem er immer neue Ausdrucksformen und Schönheiten abgewann. Er hat dem Leben Allgemeingültiges abgelauscht. In seiner Dichtung tritt das bessere geistige Prinzip des Menschen zutage. Das ist die Basis der Dichtung, der Kunst schlechthin: der Punkt, der über die Realität hinauswächst, das Zusammenfallen aller Gegensätze, das Coincidentia Oppositorum, der umgestaltende, webende Augenblick, ein Innehalten, aus dem dann um so gewaltiger brausend neues Schaffen, neues Zusammenspiel sich entfalten kann. Das Lesen seiner Gedichte läßt eine uns unbekannte Vergangenheit erstehen, farbig, beredt, wir werden intuitiv ergriffen. Es ist das Herauslösen des eigenen Ichs, die Befreiung der Seele.

Boris Pasternak hatte mit seinen Gedichtsammlungen „Über die Barrieren" (1917), „Meine Schwester — das Leben" (1922) und „Themen und Variationen" (1923) die zu dieser Zeit vielgerühmten Dichter Majakowskij und Jessenin hinter sich gelassen. Freilich, die Forderung des Tages vertrug sich nicht gut mit der Forderung des Geistigen. Die offizielle Parteikritik warf Pasternak Passivität vor, er zeige Mangel an sozialpädagogischer Rhetorik. Seine Haltung zur Revolution war abgeklärt, sie kam von seiner Philosophie her. Lediglich ihre erste Phase konnte seine Zustimmung finden — nicht als Politikum allerdings, sondern als kosmisches Ereignis. Die Phase nämlich, die reinigte, mit Vorurteilen aufräumte, die Vernunft triumphieren ließ. Sie beschreibt er in „Poeme 1905" und „Leutnant Schmidt" (1926 bzw. 1927). Sie beweint auch Jurij Schiwago: „jenen Sommer in Meljusejewo, als die Revolution noch wie ein vom Himmel herabgestiegener Gott war". Nur Pasternak konnte 1945 schreiben, „der Krieg sei kein Schachspiel, in dem Schwarz oder Weiß siegen werden". Im Sinne Kants (er studierte ihn in Marburg bei Cohen) besaß er „Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Kultur".

„Die Freiesten und Edelsten sind jene, die gekommen sind, nur um zu schauen", sagt Cicero. In kosmischem Einsgefühl, „den höheren Mächten von Himmel und Erde verbunden", beschwor Pasternak eine Ethik, die ihren Ausdruck letztlich in der christlichen Heilslehre suchte.

Der epochale Roman „Doktor Schiwago" zeichnet Pasternaks Lebensernte auf. Gestalten im Umbruch eines historischen Zeitabschnittes, Schilderungen von unglaublicher Intensität, vielschichtig verknüpft, Gemälde, Entwürfe, meisterhaft hingeworfene Skizzen, Abstraktionen, in denen der Anthropomorphismus einer unbeseelten Welt zutage tritt. Ein Mosaikgebilde, das auf den ersten Blick zerrissen, lückenhaft erscheint. Vielleicht nur Fragment, Bruchstücke eines umfangreicheren, visionären Werkes! „Doktor Schiwago" ist kein Roman, der am alten Rußland, am Rußland Tolstojs und Dostojewskijs, Puschkins und Tschechows gemessen werden kann. Er ist an ein kommendes, neues Volk gerichtet. In einer Widmung beschwört Pasternak es. Er hat sich einen ergreifenden Optimismus bewahrt: „Zeiten werden vergehen. Viele große Zeiten. Ich werde schon nicht mehr dasein. Es wird keine Rückkehr zur Väter- oder Vorväterzeit sein, was auch doch nicht nötig und wünschenswert ist. Aber das Edle, das Schöpferische und Große wird endlich wieder, nach langem Scheiden, zum Vorschein kommen. Das wird ein Ergebniszeitalter sein."

Für Pasternak ist Sein geschichtliches Sein. Der Mensch ist Zeitenbewohner. Jurij Schiwago „begriff, daß auch in der Arena des Lebens eine Art Relativitätsprinzip bestimmend wirkt." Pasternaks Dichtung ist Bekenntnis, wahrhaft, stolz und unbeugsam geschrieben. Vielleicht reicht man deshalb in der Sowjetunion schon seit Jahren auf unzähligen handgeschriebenen Blättern seine Verse von Hand zu Hand.

„Das Buch, das sie in den Händen hielten, wußte das alles und gab ihren Empfindungen Bestätigung und Sicherheit." So beschließt der Dichter den Epilog zu „Doktor Schiwago".

Boris Leonidowitsch Pasternak, ein alter Mann, Lyriker, Erzähler, Autor eines in seiner Heimat verbotenen Romanes, Übersetzer Goethes, Schillers, Shakespeares, Petöfis, Rilkes, Keats', Shelleys, armenischer und georgischer Dichtung, Träger des Literaturnobelpreises, ist tot. Sein Gedicht „Hamlet" endet mit den Zeilen:

Der Handlungsablauf längst schon ausgedacht,
Und unentrinnbar ist des Weges End.
Ich bin allein. Rings um mich Pharisäer.
Das Leben ist kein Gang durchs Feld.

Helmut G. Kiesow

kreuz und nacht

zu den übermalungen von arnulf rainer

die demonstration, die geste, hat in der modernen kunst eine besondere bedeutung. die geste bricht konventionen auf, schafft dem künstler ein freies feld, das noch nicht von tausend gleisen durchzogen ist, in die er immer wieder hineingerät, setzt schlußpunkt und anfangspunkt, ist markstein. denken wir nur an malewitsch und sein schwarzes quadrat oder an duchamps flaschentrockner. der künstler steht ständig vor der notwendigkeit und schwierigkeit, grenzen übersteigen, bindungen zerreißen, die gewohnten oder durch so vielfältige beeindruckungen suggerierten bewegungen der hand, des denkens, sprechens und der phantasie, die schablone überlisten zu müssen; und zuweilen kann nur die geste befreiung bringen — die ästhetische geste selbstverständlich. sind nun die schwarzen monochromen „übermalungen" des 31jährigen österreichers arnulf rainer, dem das soeben herausgekommene zweite heft der im panderma verlag, basel, erscheinenden „dädalusreihe" gewidmet ist, eine solche geste?

rainer ist in frankfurt kein unbekannter mehr. 1952 stellte er sich in der galerie franck vor — allerdings noch nicht mit übermalungen — und seit diesem Jahr hat er ein atelier in der weserstraße. was sind nun die übermalungen: schwarze flächen, die einen unregelmäßig abgegrenzten weißrest am rand des bildes lassen. aus dem titel des bildes — und nur aus diesem — ergibt sich, was mit dem schwarz übermalt ist. die titel heißen dann etwa: der mensch verborgen hinter einer mauer; übermalung eines kampfes; decke, darunter ein kopf; nacht (darunter ein ganzer tag); usw. „kreuz und nacht" bringt einen text von louis chardon o. p. und von arnulf rainer 15 ganzseitige reproduktionen solcher übermalungen sowie eine doppelseitige lithographie. monsignore otto mauer, der sich in seiner galerie st. stephan in wien in besonderer weise der jungen österreichischen malergeneration annimmt, hat zu rainers bildern eine einführung geschrieben, die dem heft beiliegt.

es liegt auf der hand, daß die übermalungen rainers zu religiösen interpretationen verlocken. und diese möglichkeit nutzen denn die avantgardistischen patres und interpretieren mit aller unpräzisheit und unklarheit, die für den ästhetischen bereich vollkommen unbrauchbaren terminologie des religiösen bereiches eigen ist. wenn ich eine schwarze fläche zum beispiel „das unbegreifliche" nenne, so erkläre ich mit dieser definition zugleich, daß ich nicht mehr von einem ästhetischen phänomen spreche, denn „das unbegreifliche" ist kein terminus aus dem ästhetischen bereich und zweitens begebe ich mich damit überhaupt der allgemeinverstehbarkeit: man kann zwar annehmen, daß jeder zustimmt, wenn ich eine schwarze fläche als schwarze fläche bezeichne, daß aber nicht für jeden eine schwarze fläche als „das unbegreifliche" erkennbar und einsehbar ist und auch nicht sein kann — weil für diese definition keine allgemeine übereinkunft besteht. als beispiel ein paar sätze aus dem einführungstext von otto mauer: „Die Übermahlungen Arnulf Rainers sind der Versuch, aus der Erregtheit der ziellos ins Dasein verlorenen Seele, in den Bereich des Einen und Notwendigen vorzustoßen, das am Grunde aller Ereignisse, auch der psychischen liegt. Anschauung, nicht Ausdruck, ist die Tendenz dieses Vorganges." und: „In Rainers Übermalungen ist die Tendenz der Tradition in Wirkung, dem Absoluten auf dem Weg der Askese, der Abscheidung und Abtötung, aber auch auf dem Wege der Konzentration, der Beschauung, näher zu kommen." und: „Übermalungen aber bedeutet, daß das Vielfältige in Einem verdichtet wurde, daß die Vorgänge und Ereignisse durch die Gebändigtheit und Beruhigtheit des Einen hindurch noch als Leben spürbar sind." und: „Das Drama der Welt hüllt sich langsam, unaufhaltsam in das Schweigen eines Geheimnisses, das seine Übermacht im Verborgenen besitzt." und: „Über das Begreifliche hängt sich Schichte um Schichte der Vorhang des Unbegreiflichen." der letzte satz ist ein musterbeispiel dafür, wie religiöse vorstellungen die ästhetische realität auf den kopf stellen: das unbegreifliche ist ja doch wohl das, was (angeblich) unter der übermalung liegt: das begreifliche ist aber die schwarze fläche — man kann sie begreifen, ich habe es probiert. und nur was zu begreifen ist, liegt im ästhetischen bereich.

übermalungen verdichten nicht; verdichten spielt sich auf der gleichen ebene ab. übermalen findet aber auf einer ebene vor dem zu übermalenden statt: übermalungen verdecken. übermalungen lassen aber das übermalte nicht verschwinden und wollen es auch — wie der titel sagt — gar nicht verschwinden lassen: in der vorstellung soll es bei der betrachtung des bildes mitwirken. wir kommen sehr in die nähe der geschichte von des kaisers neuen kleidern. man sieht nichts als eine schwarze fläche, aber diese schwarze fläche soll etwas suggerieren: einen menschen, den ozean, das kreuz christi, einen kopf. das alles steht nicht als diskutierbare form da, sondern mystifiziert von der schwarzen fläche als unsichtbares unantastbares ding — gegen das sich nichts sagen läßt, das sich nur anrufen läßt — hinter der fläche: die schwarzen flächen sind gebetsartige anrufungen von dingen und keine ästhetischen formulierungen, sind eine geste, aber keine ästhetische geste. rainers übermalungen diskutieren heißt das rituell einer andacht diskutieren — und was gibt es da zu diskutieren. ästhetisch nichts. rainers gesten sind akte des glaubens und fordern glauben: man muß ihm glauben, daß hinter seinen schwarzen flächen: menschen, wasser, christus ist, solange glauben, bis man „das vielfältige durch das eine hindurch noch als leben spürt". rainer fordert eben das vom betrachter, was ein maler niemals vom betrachter fordern kann, ohne den anspruch auf eine würdigung seiner bilder als kunstwerke, auf eine ästhetische würdigung zu verlieren, nämlich: der betrachter soll sich nicht mehr auf seine augen verlassen, nicht mehr auf das, was er tatsächlich sieht. wir sind damit ganz in den dem schöpferischen, künstlerischen entgegengesetzten bereich des religiösen betrachtens gekommen: statt sichtbar machen, bild werden lassen, das verhüllen, meditieren, „die liebe zum unsichtbaren" (eine eigenschaft, die den menschen zum künstler untauglich macht). die intensionen des malers — die zwar zugegebenermaßen in einer buchbesprechung stärkere beachtung finden werden als in einer ausstellungsbesprechung, wenn man sie auch da nicht außer acht lassen kann — machen rainers bilder ästhetisch indiskutabel und zu einem feld für mystiker. diese bilder sind ein beispiel mehr dafür, daß religiöse kunst ein widerspruch in sich selbst ist.

jürgen morschel

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)

Telefon 23633 und 25264

Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Technik, Medizin,

Naturwissenschaften

Foto WAGNER berät Sie in allen Foto- u. Kinofragen

FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657

Karl Riha

BIOGRAPHISCHE NOTIZ

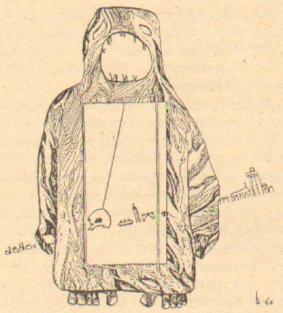
Die Scham liegt nicht im Hemde, sinnierte ich, als man mich sozusagen nur mit einem Federhalter bekleidet in die Welt setzte, Gott und Teufel, was ein lieb Kerlchen, flötete es mir haarscharf am Ohr vorbei, der erste Anschlag auf mein noch junges Leben, während ich schon drum und dran war, die näheren Umstände meiner Geburt mitzustenographieren. Ein Unglück kommt selten allein und eine Schwalbe macht noch keinen Frühling, verchromte sich das Lächeln meines Vaters, die Augen in seinem Gesicht waren zwei Lampen, die er auf Dämmerlicht schaltete, meine Mutter daneben war ein veraltetes Möbel, knapp über dreißig, vergilbt, mit einem Gefühl für peinliche Situationen und einem Strich ins Altjüngferliche. Ohne mein Zappeln, meine mehr oder minder kräftige Mithilfe, war man sich einig, hätte dieser hellblaue, vielversprechende Tag leicht in einem Fiasko enden können. Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus, dozierte ein entfernter Onkel, ein großer Schreibtischstratege, als ich ihm ohne Umschweife und Skrupel die fröhliche Kunde zutelegraphierte, herzlichen Glückwunsch, einen Blumenstrauß und immer tapfer so weiter, flüsterte er, der mich anscheinend mit meinem Elternpaar verwechselte, mehr als selbstvergessen. Rechtzeitig noch sollte er damit die Wahrheit auf den Kopf treffen, Monate später schon, allzufrüh, obwohl böse Münder behaupten, nicht ungelegen an einem unzeitgemäßen Aphorismus erstickt, streckte er sich unter einem Schlaganfall, meinem empfänglichen Gemüt mit einer tragischen Note aufzuspielen: der Tod kommt plötzlich, aber nicht unerwartet.

Die Amme, die man mir unterschob, blieb abgegriffen, sosehr ich mich um sie bemühte und ihr den Hals schleckte, sie spekulierte auf Geld und hatte den Schatz, der in mir schlummerte, noch nicht entdeckt: im Verborgenen war dies, wofür sie kein Organ hatte, eine literarische Ader, die unter meinem Herzen hoffnungsvoll aufpulste und sproß. Der Nährboden allerdings war und blieb kärglich, Sand, märkische Heide, das Weib hatte mir immer zwei Augen zuviel im Gesicht, nicht gezählt die Blicke, die es aus Mundwinkeln und Stirnfalten über mich warf. Ich versteckte mich, wie man es von Kindern erwarten darf und hoffen, hinter Bauklötzchen, verkroch mich unter die Puppen einer früh verheirateten Schwester und machte mir so meine Notizen. Meiner Aufsicht log ich ein Schüreisen von Nase ins Gesicht und kommentierte ihre ungezügelte Lust, mit der sie meinem Vater nachhakte, ihn zum rosigen Ehebruch über meiner Wiege zu verführen, mit Gesabber und bäh bäh: Wider das Ammen(un)wesen, knallte ich ein reißerisches Pamphlet auf den Tisch der Familie, daß die Suppe spritzte. Mama ist eine gute Köchin, stier nicht im Essen herum, polterte mein Vater, gekränkt rückte er den Löffel in meiner Hand zurecht und seine Stimme flackerte wie die Kerze in einem roten Lampion, der unter der Zimmerdecke baumelt.

Dem Gezupfe des Vaters zutrotz, sollte der kritische Faden in mir nicht mehr abreißen, überwach, hellsichtig und lauthals, die Nachtruhe meiner Eltern überschreiend, habe ich stets meinen Zeigefinger an jeden dunklen Punkt gelegt, der mir aufstieß. Man windelte mich ein, windelte mich aus, übersah geflissentlich die Falten auf meiner Stirn und ließ die Blicke lieber etwas tiefer rutschen: nein, wahrhaftig ein Sohn! als seien damit alle Komplikationen ein für allemal aus der Welt geschafft. Die Erdkugel ist bedenklich rund, konstatierte ich, kniete mich ganz in meine ersten Schritte und hatte ein böses Maul, wenn ich hinfiel. Allzufrüh entbunden, reklamierte ich mich als Fehlgeburt und streckte mein Fingerlein, jedoch mangelte mir, um bei meinen Eltern mit Erfolg durchzudringen, die nötige Reife. Ich war ein Apfel, der noch in der Blüte steckte, zu schwach auf der Brust, meine Beredsamkeit ulkte noch hinter der Zunge und konnte mit Brei gestopft werden: meine Kindheit war alles andere als auf Rosinen gebettet. Überdies, wie nicht anders zu erwarten, erlag mein Vater, der, wofür ich selbst ein schlagender Beweis bin, schon immer zu Kurzschlüssen neigte, den Verführungskünsten meiner Amme, mit einer allgemeinen Selbstmörderfibel setzte ich den Schlußstein unter meine theoretischen Bemühungen und begann über Nacht, eine Mai-Nacht war's, die sich auf blau und gewitterschwül reimte, mein lyrisches Talent zu entdecken. Dekadenz, überzuckert durch ein musisches Etwas um die Schläfen, war seit je das gesuchte Hobby meiner Familie und in der Tat glückte mir auf Anhieb ein erschütternd entzückender Schüttelvers auf Strampelbein, ein zwölf Meter langer Hexameter gab mir die nötige Selbstsicherheit, Standhaftigkeit und den Startschuß zu einigen Sauf- und Trinkliedern, mit denen mir der Durchbruch in die Laufschule gelang: ein großartiges, um nicht zu sagen, kometenhaftes, nukleares Debut.

Weder Blitz noch Donner, kein Witterungsumschlag konnte mich umstimmen, stets habe ich meinen Federhalter hoch gehalten, mein Maßleibchen, mein Steckenpferd und meine ganz private Freude, auf der ich schaukeln und wippen lernte. Scharlach, Mumps und Windpocken kamen, mein ganzes Leben lang, soweit ich mich erinnere, saß ich in der Tinte, habe keine Krankheit ausgelassen, meinen Vater gegen meine Mutter ausgespielt, was leicht zu ersehen ist, keine Anstrengung versäumt, ein Dichter zu werden. Eine zerrüttete Familie ist aller schönen Literatur Anfang, die Poesie fordert Opfer. Mein Federhalter und ich, ich und mein Federhalter, das sind schon zwei. Manchmal komme ich monatelang nicht zum Spielen auf die Straße, frische Luft kenne ich nur vom Hörensagen und aus meinen Novellenfragmenten, mein Fußball ist eingerostet, mein Roller schimmelt und modert. Wenn irgendwie, dann kann von mir das wahre Wort gelten: er verkürzte sich die Zeit, deren Zahn auch an ihm schon zu nagen begann, mit Schreiben. Ich versuchte es, von mir als einem Er zu sprechen, salutierte. Er hat soeben einen Roman vollendet, man hat ihn unlängst in Düsseldorf diskutiert, er hat sich ungeniert verliebt. Petra oder sonstwie hieß das Ding. Sie winkte mir aus ihrem Kinderwagen zu, Sportmodell, schauen sie mich, nörgelte sie, die sich ungestraft mit Allüren zierte, nicht wie eine Milchmädchenrechnung an. Sollten wir uns nicht in früheren Jahren schon einmal begegnet sein, wie es der Zufall will, es war Sympathie auf den zweiten Blick, Seelenverwandtschaft, etwas Innerliches jedenfalls, wenn auch nicht näher zu lokalisieren, aus der Nähe des Herzens vermutlich, ein musischer Zug ratterte durch ihr Gesicht, eine Kirschblüte nebenbei, kaum einjährig hatte sie, wie andernorts Kinder ihre Schuhe durchlaufen, schon mehrere Klaviere in Grund und Boden gespielt. Ich faßte das ganze Verhältnis unter dem Blickwinkel einer Biographie, die ich später einmal über mich schreiben würde, mit dem ersten Gedanken einer Trennung profilierte sich mein Profil und meine Stirn proportionierte sich merkbar. In einer anderen, besseren Welt sehen wir uns wieder, leistete ich auf Petra Verzicht, noch ehe ich sie in Beschlag genommen hatte, will man nicht als ein unbeschriebenes Blatt vor sich selbst stehen bleiben, gehört eine unglückliche Liebe in jede Lebensbeichte, dafür lohnt es sich zu schwitzen. Das lasse ich mir nicht rauben, vier Stühle und ein Tisch, das ist ein Minimum an Mobiliar, das ich niemals unterschreite. Und trotzdem, meine Askese ist problematisch und das Schlüsselchen zu meinem Werk (ihr Herrn Rezensenten!), ich lege da den Finger auf eine offene Wunde und komme nicht an der Tatsache vorbei, daß ich mit acht Monaten schon ein Greis war, ein Körnchen Wahrheit oder mehr ist darin, wenn ich munkeln hörte: endlich ist er aus dem Ärgsten heraus, wenn nicht alles täuscht, jetzt geht es aufwärts.

Um abschließend nochmals auf den Boden von Tatsachen zurückzukehren, eine Zeit lang wurde es still und schweigsam um mich. Er steckt in einer ernsten Krise und bekommt die ersten Zähnchen, beugte sich meine Mutter herunter, entwindelte und legte mich auf ein Eisbärfell. Dies und ähnliches wollen wir doch festgehalten wissen, illuminierte mein Vater sein Gesicht, ich stemmte meine Fäustchen unters Kinn, setzte grüblerisch, Lächeln über Abgründe hinweg und zwei Worte als Steigeisen, ein Grübchen auf meine Wangen, schließlich, ging ich mit mir zu Rate, bist du nicht auf dein Begräbnis gekommen, obwohl es an schwarzen Anzügen um dich herum nur so wimmelt. Du bist auch kein Kreuzworträtsel, griff ich in die Diskussion meiner Eltern ein, mit papperlapapp und basta schnitt ich ihnen die Rede im Munde ab und ließ mich kurzerhand auf den Namen Ulk taufen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, in der Kürze liegt die Würze, sagte ich mir und bot dem Fotographen (oder war es ein Pastor), der von einem Vögelchen und guck guck redete, mein Gesicht wie ein offenes Scheunentor: laden sie ihr Heu ab und bringen sie ihr Schäfchen ins Trockene. Es fehlte noch ein Tüpfelchen auf dem i, glättete er meine Denkerstirn mit einem Samtlappen und strich ein halbes Dutzend skeptischer Falten aus meinen Mundecken, in dem es zuckte — als säße ein riesengroßer Frosch darin, stemmte ich meine Tränen über die Brauen hinauf und rüttelte den Kopf. Wozu das ganze Theater und meine Gegenwehr, schickte ich mich in die Kulisserie, Lackbäume, Pinselgras und eine Lachsonne von x und x Watt, eine heitere Jugend vorzutäuschen, hatte man extra einen Eisbären aus der Arktis bemüht, meinen Rücken zu einem Lächeln zu reizen. Die Welt will betrogen sein, Petra, mein Kindheitsparadies, Abschied von den Wolken, stieß es mir auf, die Kunst geht nach Brot, stutzte ich mich für mein Portrait zurecht, das ganze Elend stand auf meinen Wangen wie Pfützen nach einem



Zeichnung: W. Deichsel

dicken Regen. Da fand ich mein Fingerlein als einen Spazierstock wieder, den kritischen Faden, nimm dich zusammen, reiß dich am Riemen, souffliere ich mir und diktierte mir meine Posen, genier dich nicht, richtete ich mich auf, zeig dich, wie man dich als den Verfasser eines abwaschbaren Romans, als den Erfinder von illustrierten Fortsetzungsgedichten, zusammenklappbarer Sonette, hanebüchener, heiterer Tragödien und selbstschußgesicherter Balladen kennen, schätzen und kaufen lernen wird. Unter meinem Herzen trommelte es, mein Federhalter nickte mir zu und setzte einen kleinen Spritzer Tinte auf meine linke Backe, ein Muttermal, lamentierte mein Vater, meine Mutter, wie immer gequält von ihren praktischen Einfällen, zückte ein rosarotes Taschentuch. Was Neues auf dem Büchermarkt, plärrte ich es halt- und hoffnungslos in meine blasse, papierne Hand.

Zu den Bildern von Wolfgang Klee

Die jüngsten Zeichnungen von Wolfgang Klee lassen durch ihre Anlage Vergleiche mit solchen der romantischen Landschafter zu. Was bei diesen zwar schon angelegt, zum Teil aber doch noch Fassade war, hat er für sich aufgeholt. Das bezeichnet sein Verhältnis zur Tradition. Anstatt diese radikal zu negieren, hat er ihre Erfahrungen in sich aufgenommen und sie aus der Kraft der Sache überwunden. — Trotzdem hat auch er Anteil an einer Problematik, von der alle Maler seines Alters etwas verspüren — sofern es sich nur um solche handelt: der fortgeschrittensten Mittel sich bedienen zu müssen, um überhaupt etwas Verbindliches zu schaffen; zugleich aber die Möglichkeit lebendiger Erfahrung in sich zu entwickeln und zu erhalten. Dies wird um so unangenehmer fühlbar, als mit der Dynamik in der Entwicklung der Mittel, — die sich zu überschlagen scheint — die Spannung von Erfahrung und Realisation entschwindet. War die Möglichkeit lebendiger Erfahrung eh schon begrenzt, so droht sie heutigentags im allseitigen Einverständnis, in technologische Manipulationen unterzutauchen, vollends verloren zu gehen. Dieser Versuchung, — eine effektvolle Manier sich auszusuchen, die ihm sicher von Kritikern und Publikum bereitwillig nach dem Prinzip des Privateigentums patentiert worden wäre, — hat der Zeichner bislang widerstanden. Zwar bedient auch er sich nun fortgeschrittener Mittel; aber was sein Material dem so ähnlich erscheinen läßt, wie es durch technisches Raffinement serieller Methoden zu bereiten ist, verdeckt nur den entscheidenden Unterschied zu diesem: daß jenes füglich als sedimentierte Erfahrung benannt werden kann. In seinen Blättern ist das Neue aus einem bereits Gewesenen entwickelt worden; sowohl nach der Seite der Tradition hin als auch nach der seine Individualität betreffenden.

Die in den frühen Arbeiten von Wolfgang Klee stark senkrecht betonten Strichgruppen der Parkansichten könnten mit dem Lineal aufgetragen worden sein; mit einem so exakten Strichgefüge wird der weißen Fläche Welt entrissen. Obwohl es dabei scheinbar um vertraute Sujets sich handelt, muten diese — als differenzierte Verspannungen dargestellt — recht unwirklich an. In den in Holland entstandenen Zeichnungen sind diese wohlgeordneten Strichpassagen — mit noch härterem Stift nun gezeichnet — in sich zusammengefallen; zu locker geschichteten Strichbündeln geworden, wecken sie die Vorstellung einer wüsten, fremden Landschaft: durchsichtig zwar, aber doch undurchdringlich erscheinend. (Ein Don Quichotte könnte mit eingelegtem spitzen Bleistift, solch groteske Streichholzwirrnisse selbst schaffend, über die Blätter geritten sein.) In den Arbeiten aus der darauf folgenden Zeit sind die gewonnenen Alleen-Ausschnitte zu langen Reihen auseinandergezogen worden und überdecken in horizontaler Staffelung das ganze Blatt. Indem der Horizont zum oberen Blattrand hin sich verlagert hat, erscheinen die schier endlos sich ausbreitenden Schrebergärten in der Aufsicht; ganz naiv aufs Blatt geklappt. Das Prinzip der Zentralperspektive ist dabei zugunsten eines Flächenzusammenhanges aufgegeben worden. Zugleich sind der losen Schraffur Pünktchen und Schleier eingewachsen, diese zu einem Gewebe verdichtend. Zwar mag die Intensivierung des Materials bewirken, daß beim Betrachten der Blätter die Erinnerung daran sich einstellt, was in solchen Gartenkolonien nach einer Überflutung an Drähten und Ästen angeschwemmt zurückbleibt. Aber diese Landschaften sind gar nicht mehr so sehr der direkten Anschauung entwachsen, derart, daß mit dem Finger sich draufzeigen ließe. Hier setzt vielmehr so etwas wie eine Eigenentwicklung des Materials ein und wird durch das neue Verhältnis zur Fläche entscheidend befördert.

Je konsequenter das Liniengestrüpp — ständig differenzierend und zugleich verdichtend — zu Geweben versponnen wurde, desto weiter entschwand das benennbare Sujet in ihnen. (Das mit der formalen Bewältigung der Park- und Gartenlandschaften gewonnene statische Kompositionsprinzip ist dabei noch nicht geändert worden.) Gegenständliche Assoziationen, die bei einzelnen dieser Arbeiten durchaus sich einstellen mögen, dürfen über den Sachverhalt nicht hinwegtäuschen, daß zwar, durch einen stärkeren Ausschnitt bedingt, die Distanz zu einem gegenständlichen Objekt sich verringert zu haben scheint; aber gerade indem der Gegenstand näher an den Betrachter herangerückt ist, wird der Abstand zu ihm erst recht deutlich: wo man etwa dem Sujet nach Blätter zu sehen erwartet, sieht man sich unversehens Strukturen gegenüber. Jenem Material, das mit der Auflösung des Gegenstandes erst gewonnen und konsequent weiter entwickelt worden war; das nun aber — durch Liebe und Nähe zum Naturobjekt gebrochen — eine entscheidende Bereicherung erfahren hat: als durch eine äußerst lebendige Erfahrung vermittelt. (Mit einer gewissen Notwendigkeit hat auch das statische Kompositionsprinzip der frühen Arbeiten aus der Logik des Materials sich geändert.)

Nachdem zugunsten einer ästhetischen Immanenz der Gegenstand in reines Material aufgelöst wurde, bleibt aber dem Nachvollzug nur noch die Reflexion auf den Prozeß des Zeichnens selbst. Die für die traditionelle Malerei sicher gültige Frage:

HALLOO-WACH macht munter

wieviel Welt gibt ein Künstler, gesehen durch sein Temperament? kann deshalb nicht mehr zutreffen. Welt ist in der genauen Anschauung des Arbeitsprozesses erst wiederzuentdecken. Indem der Zeichner das äußere Erscheinungsbild der Natur nicht zu reproduzieren trachtet, — wohl aber in der Spannung zu ihm arbeitet, — enträtselt sich sein Verhältnis zu dieser: selbst als ein Stück Naturverhalten; so schafft er sich zum Werkzeug um in der Selbstvergessenheit des Zeichenaktes der alles Zufällige und Begrenzte seiner Subjektivität auslöscht und doch auch bewahrt. Dadurch nur hat er Anteil an der Welt, daß er beim Zeichnen sich verhält, wie es in dieser jedwedem aufgezwungen wird: als blindes Werkzeug den Erfordernissen der Sache gehorchend. Setzt sich das Naturerlebnis in die rückhaltlose Hingabe an den Zeichenprozeß um, so treten am Ende dieser Anstrengungen dessen Objektivationen — die reichste sinnliche Fülle — als geistig Fremdes dem Zeichner wie dem Publikum entgegen: an den Rändern ausgefressene Materialkomplexe. (In denen kaum einer sich wiederzuerkennen vermag und deshalb vielleicht auch sie nur als solche verkennt.) Aber gerade in dieser Verfremdung der Natur offenbart sich Wesentliches; wird in ihr doch die Entfremdung von dieser zurückgeworfen. — Ganz zum Schluß erst kommt die auf die Darstellung eines Winzigkeitsballons oder einer seltenen Fliege verhutzelte Individualität zum Vorschein, sich und solchem noch Luft verschaffend. Ironisch nimmt der Zeichner damit wieder zurück, was er als wirklich gesetzt hat und was doch nur Kunst ist: die Welt noch einmal.

Heribert Wess.

Der Zentral-Verlag für Dissertionen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertionen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

3 MORITATEN

von roul tranchirer

bruno

vermummt und würdig vor der türe polizei
poch poch die ganze türe auf herr schmidt
die morgenstund ist faul schlaf geht entzwei
ziehn sie die hos an herr sie müssen mit

ach gott herr kommissar im warmen überrock
ach panik was denn warum darum wie
hos hemd und handtuch hut und havelock
gamaschen augenblick den paraplue

der polizist mit namen hubert hebestreit
und sein gehilfe hopf mit einem helm
die stehen am aquarium bereit
der goldfisch schwimmt es schwimmen barsch
und selm

es schwimmen schwertfisch kabeljau und wels
und stör
thunfisch und rochen knurrhahn scholle hecht
bart koch und hexenfisch und hinterher
auch weißfisch fliegenfisch sardin nicht schlecht

nicht schlecht ist ihr aquarium herr schmidt
sagt hebestreit nicht schlecht sagt auch herr
hopf
dennoch es hilft nichts herr sie müssen mit
ziehn sie sich an bedecken sie den kopf

wie ist ihr schuhwerk sind sie gut zu fuß und wie
sind zähne stuhl hals bizeps aug und ohr
beschwerden keine nun das werden sie
beweisen müssen los nun gehn sie vor

herr schmidt ein mensch mit einem festen
schlaf und so
schlief im pyjama als vor seiner tür
lärm und geräusch und aufruhr risiko
tumult und stiefeltritt und drei und vier

wahrscheinlich hunde tiere ohne viel vernunft
mit gutem appetit mit schnauz und schwanz
oh nero pluto bonzo eure brunft
ist zwar natur allein sie paßt nicht ganz

in die ballade vom verbrecher bruno schmidt
der seinen fischen im aquarium
der seinen fischen dorten wie perfid
o großer gott wie konnte er das tun

ihr schwarzes blut herr schmidt ihr ganzes
schwarzes blut
wird nun vergossen ohne viel gefühl
der henker hackt präzise haupt und hut
vom körper und geht hin zum kartenspiel

mein famili

mein schwester strickt am grünen strumpf
so heiß und groß so dick und weich
so seltsam übers knie gebeugt
mein schwester mit dem roten rumpf

mein oma liebe oma so
so faltig pergament so dünn
so vogel hals so fistel stimm
so mürrisch mittags abends froh

mein famili im zimmer lung
wo um den schwarzen tisch und rund
mit topf und fisch und zwiebelbrüh
mit hand mit mund mit großem hung

mein vater mit der nickelbrill
mein mutter auf dem küchenstuhl
mein starker bruder mit dem bart
mein kleine schwester blass und still

mein famili mein ganze fam
ili mein ganze zwei drei und
mein vier und fünf und zwei und ein
mein famili wie wundersam

wie wundersam wie wir am tisch
am runden tisch von rundem holz
wie faust und gabel hier und hier
faust gabel hier mund da und fisch

mund da und fisch und fisch und klos
am runden tisch der vater spricht
und ißt den klos und ißt den fisch
vom tisch und spricht und zwiebelsoß

und zwiebelsoß rinnt ab vom mund
wischt ab ach wischt und wischt und spricht
es hörts die wanz im spiegelglas
die mutter hörts der bruder und

der opa dort auf dem abort
der hund der hund bunt hinterm schirm
die laus in seinem pelz und ich
ich hörs ich hab im ohr die wort

wie altes brot die wort wie brot
wie schwarzes brot die mutter nimmts
vom küchenbord und lächelt wild
denn trocken brot macht wangen rot

wie glotzt aus seinem leib das brot
wie rollt es rollt es durch die tür
die base sitzt vor dem klavier
und spielt ohn brot ist große not

die schürz der mutter weht herum
die uhr platzt an der wand und da
grinst unterm bottich grinst die schab
der vater spricht seht euch nicht um

der va ter spricht von dem franzos

der vater spricht von dem franzos
des kaisers maßkrug zugeklappt
steht zugeklappt auf der kommod
der vater spricht die welt ist groß

der vater mittlerweile spricht
von dem franzos das kind lauscht still
die mutter lauscht es lauscht die magd
es lauscht der knecht der hund lauscht nicht

magd mutter knecht und kind und hund
die sitzen stumm am heißen herd
der vater spricht von dem franzos
tut auf den mund bis in den grund

und hebt sein langes schießgewehr
der vater hat die zipfelmütz
die mutter hat die haube an
und knecht und magd die atmen schwer

auf dem gestell der gugelhupf
daran die mutter gestern buk
auf der kommod der maßkrug steht
und der franzos im unterschlupf

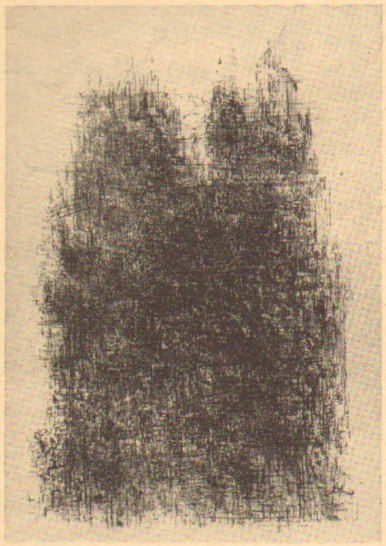
der vater sich die pfeife stopft
moment franzos ist noch nicht tot
das zündholz brennt der maßkrug steht
auf der kommod die standuhr tropft

die mutter hat die haube an
der vater spricht der knecht ist stark
die magd ist rund das kind ist klein
der hund hat seine pflicht getan

der schinken in der kammer hat
die maden und am harten käs
macht sich die ratte fett und pfeift
die fliege schwirrt die magd wird matt

die mutter macht die haube los
das kind muß auf den topf und schreit
und knecht und magd die sind zu zweit
der vater spricht von dem franzos

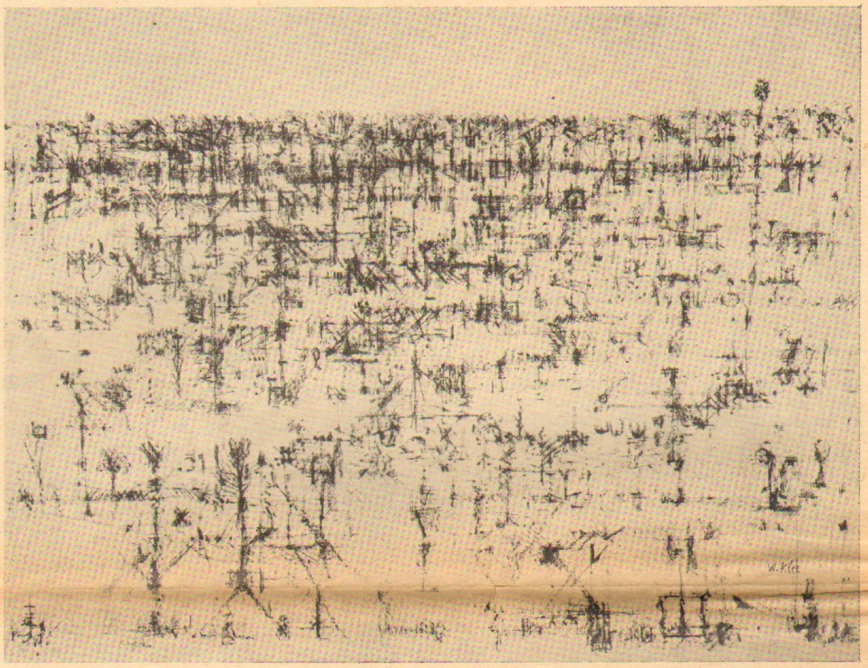
Wolfgang Klee



Festliches Gebäude (Bleistiftzeichnung), 1960

Wolfgang Klee
geboren am 24. 1. 1936
in Frankfurt am Main;
Besuch der Wöhler-Schule bis zur mittl. Reife,
Werkkunstschule Offenbach (5 Semester),
Städel-Schule Frankfurt am Main (Klasse f. freie Grafik, Prof. Battke, 1 Semester),
seit 1958 freischaffend in Frankfurt am Main;
Studienreisen nach Frankreich (1958)
Holland (1959)
Frankreich (1960);
Ausstellungen:
1959 Galerie Prestel, Inh. Peter Voigtländer-Tetzner Frankfurt am Main, (zusammen mit Ottmar Reissl),
1959 Galerie Frank, Frankfurt am Main,
vertreten in der Ausstellung ‚extremes format', (Karmeliter-Kloster),
1960 Kunstverein Hannover, vertreten in der Frühjahrs-ausstellung,
diverse Arbeiten befinden sich in Privatbesitz;
die reproduzierten Blätter sind alle im Besitz des Künstlers.

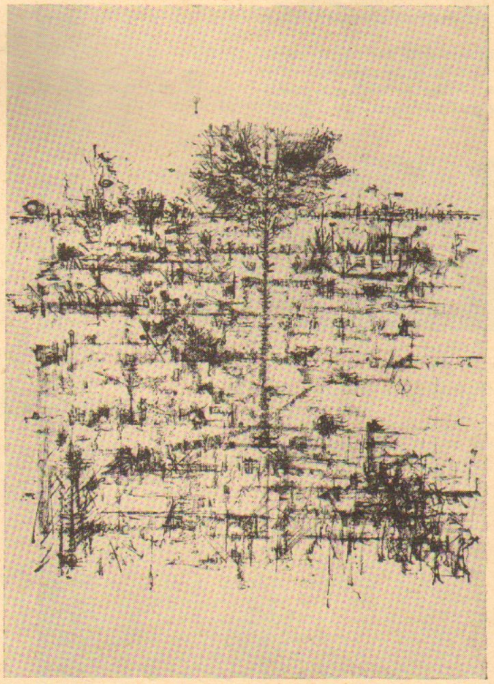
(Siehe auch den Beitrag Seite 10.)



Schrebergärten (Rötelzeichnung), 1959

4 BLÄTTER

Waldstück (Kreidezeichnung), 1960



Gartenstück mit Baum (Lithographie), 1959